



Jungmädchens Schrift ins Leben

VON MAGDA TROTT

TÖCHTER-BIBLIOTHEK

LEIPZIGER GRAPHISCHE WERKE A.G. LEIPZIG

Jungmädchens Schritt ins Leben

Jungmädchens Schritt ins Leben

Drei Erzählungen
für junge Mädchen

von

Magda Trott

Mit

drei Vollbildern von Arthur Thiele



Leipziger Graphische Werke AG / Leipzig L 1

Copyright 1928
by Leipziger Graphische Werke AG
Alle Rechte vorbehalten * Nachdruck verboten
Druck: Leipziger Graphische Werke AG
Leipzig C1

Romeo und Julia

Es scheint mir, meine Damen, als hätten Sie seit Dienstag alles wieder vergessen. Vom Forum Romanum wissen Sie gar nichts. Fräulein Renz, beschreiben Sie mir nun den Tempel des Vespasian.“

Die Lehrerin, die seit mehreren Monaten den vor ihr sitzenden sechs jungen Mädchen Kunstgeschichte erteilte, hatte heute ihre liebe Not. Was sie auch fragte, sie bekam nur falsche oder gar keine Antworten. Eine Unruhe herrschte unter den Backfischen, immerfort gab es etwas zu tuscheln, die Kunstgeschichte schien ihnen höchst nebensächlich zu sein.

„Nun, Fräulein Renz, wollen Sie anfangen?“

„Ehe man zum Tempel des Vespasian gelangt,“ hub stotternd die Gefragte an, „erreicht man — kommt man — zum Kolosseum.“

„Aber, Fräulein Renz! Wie heißt jene Basilika, die von Julius Cäsar zur Erweiterung des Forums angelegt wurde?“

Die Lehrerin wandte sich von einer der Schülerinnen zur anderen. Tiefes Stillschweigen herrschte. „Ich habe

Ihnen doch erst vor wenigen Wochen die Basilika Julia im Bilde gezeigt.“

„Julia,“ hauchte es von mehreren Lippen. Einige der jungen Mädchen verdrehten schwärmerisch die Augen, und nochmals seufzten sie „Julia“.

„Wenn es doch erst heute abend wäre,“ flüsterte Juliane Heidemann ihrer Nachbarin zu. „Er soll göttlich als Romeo sein.“

„Ich habe gestern abend zwei Stunden lang an dem Monolog der Julia gelernt,“ gab Thekla Renz leise zurück. „Ich sage dir, Juliane, das ist eine Sprache! Hinab, du flammenhufiges Gespann, zu Phöbus' Wohnung! Ach, wenn es doch erst Abend wäre!“

„Fräulein Renz, können Sie nicht einmal diese Frage beantworten?“

Die junge Schwärmerin zuckte zusammen, sie hatte gar nicht gehört, was die Lehrerin fragte. Aber Fräulein Fiebiger riß jetzt die Geduld.

„Wollen Sie mir nun endlich sagen, meine Damen, was es heute immerfort zu schwagen gibt? Nun, Fräulein Heidemann?“

Das junge Mädchen schwieg. Fräulein Fiebiger wurde noch ärgerlicher. „Besitzt denn niemand von Ihnen den Anstand, auf meine Frage zu antworten?“

„Herr Dalossi spielt heute abend den Romeo,“ begann jetzt schüchtern eines der jungen Mädchen, „und wir alle wollen die Vorstellung besuchen.“

„Natürlich, das Theater ist Ihnen ja viel wichtiger als die Kunstgeschichte. Ihre Eltern werden sehr wenig erfreut sein, wenn ich ihnen mitteilen muß, daß Ihre Fortschritte, meine Damen, sehr zu wünschen übrig lassen. Neulich haben Sie nichts gelernt, weil Sie sich diesen Herrn Dalossi als Carlos angesehen hatten, da saßen Sie mir hier am nächsten Tage mit verweinten Gesichtern herum, und heute abend wollen Sie schon wieder das Theater besuchen, um sich Romeo und Julia anzusehen. Ich bitte Sie dringend, meine Damen, nehmen Sie jetzt die Gedanken zusammen und passen Sie auf!“

„Und die Balconszene! Ach, Juliane, es muß göttlich schön sein, wenn er sagt: Wär' ich der Handschuh doch auf dieser Hand und küßte diese Wange!“

Fräulein Fiebiger schlug mit der Hand auf den Tisch. „Fräulein Renz, ich verbitte mir das Geplüster ein für allemal. Wenn Sie jetzt nicht aufpassen, werde ich Ihren Eltern Mitteilung davon machen, daß es zweckmäßig ist, Ihnen den Theaterbesuch, so lange der Gast hier weilt, zu verbieten.“

Das junge Mädchen machte erschrockene Augen. Schon der Gedanke, den berühmten Schauspieler nicht sehen zu dürfen, verursachte ihr Pein. Seit man Dalossi als Don Carlos bewundert hatte, seit jener Zeit waren fast alle jungen Mädchen der Stadt in ihn verliebt. Wie entzückend hatte er ausgesehen! Und diese Sprache!

Natürlich hatten ihn Scharen vor dem Theater erwartet. An jedem Morgen war der Bühneneingang von Backfischen umringt, die auf den zur Probe kommenden Künstler warteten. Seine leidenschaftlichsten Verehrerinnen aber waren Thesla Renz und ihre Busenfreundin Juliane Heidemann. Das monatliche Taschengeld war für einen Blumenstrauß draußgegangen, den man mit bebendem Herzen dem Künstler überreichte, als er nach der Vorstellung aus dem Theater kam. Es war ganz selbstverständlich, daß Thesla und Juliane auch bei der zweiten Carlos-Aufführung nicht fehlten, und für heute abend war „Romeo und Julia“ angesetzt, und wieder hatten die beiden jungen Mädchen von den Eltern die Erlaubnis erbetelt, das Theater besuchen zu dürfen.

Die Kunstgeschichtsstunde wurde ihnen zur Qual. Immer wieder zog Thesla ihre kleine Uhr hervor, ob es denn noch nicht bald zwölf sei. Was wohl BernharDO Dalossi jetzt machte? Er probte gewiß im Theater, trank in diesem Augenblick vielleicht gerade den Giftbecher. Oder er hauchte jetzt gerade vor sich hin: „Und so im Kusse sterbe ich!“ Ach, wenn es doch nur erst heute abend wäre!

Endlich war die Stunde beendet. Thesla schob ihren Arm unter den der Freundin Juliane, und unter lebhaftem Geplauder traten die beiden jungen Mädchen den Heimweg an. Selbstverständlich ging man nicht

direkt nach Hause. Man wollte wenigstens am Theater vorübergehen, um das Haus wiederzusehen, in dem Dalossi auftrat. Und als sie vor dem schmutzen Bau angekommen waren, blieben sie stehen und seufzten abwechselnd ganz jämmerlich.

„Mein Carlos,“ hauchte Thesla.

„Mein Romeo,“ winselte Juliane.

Nachdem sie ein Viertelftündchen so gestanden hatten, machten sie sich auf den Heimweg. Aber ihre ganze Unterhaltung drehte sich um nichts anderes als um den Künstler.

„Wie wird er aussehen? Wie schade, daß wir blond sind. Er hat so himmlische, schwarze Locken.“

„Und seine Augen, das sind Diamanten!“

„Glühende Kohlen,“ meinte Thesla.

Endlich war Juliane daheim. Auf offener Straße umarmten sich die beiden Freundinnen und verabredeten, heute abend mit einem Blumenstrauß anzukommen, den sie nach Schluß der Vorstellung dem Künstler überreichen wollten.

„Kannst du mir drei Mark borgen, Thesla? Mein Taschengeld ist alle.“

„Ich habe auch nichts mehr,“ versetzte die Gefragte kleinlaut. „Aber ich werde den Papa um Vorschuß bitten.“

„Ich auch. Er muß seinen Strauß haben.“

„Leb' wohl, Thesla.“

„Leb' wohl, meine Julia. O du Glückliche, die du heute deinen Namen von seinen Lippen hören wirst!“

„Vielleicht spielt er auch einmal den *Mar Piccolomini*, dann nennt er dich auch.“

„Man muß ihm schreiben. Ach, Juliane, wie beseligt wäre ich, wenn er auch einmal von der Bühne herab mit seinem überwältigenden Organ den Namen *Thekla* spräche.“

Noch eine Umarmung erfolgte, dann trennten sich die Freundinnen. *Thekla* marschierte heim, und ihre Lippen murmelten immer wieder den Monolog der *Julia*. Sie sah nicht nach rechts, nicht nach links, sie redete sich immer mehr in Ekstase, und beinahe laut rief sie: „Verhülle mit dem schwarzen Mantel mir das wilde Blut — —“

Ein lauter Schrei, sie war mit aller Wucht an einen Herrn angerannt.

„Passen Sie doch auf!“ schalt der. Dann ging er weiter, und ernüchtert schaute ihm *Thekla* nach.

Während des Nachmittags mußte sie sich noch manche Neckerei daheim gefallen lassen. *Fritz*, der Bruder, der die *Sekunda* besuchte, verhöhnte die schwärmerische Schwester fortwährend. Er hatte sich einen alten Regenschirmbezug umgehängt und stand plötzlich vor *Thekla*. In der Hand hielt er ein Wasserglas.

„Komm, Trank des Apothekers,“ er versuchte die Stimme des Schauspielers nachzuahmen, „damit ich dich

in meine Gedärme gieße, denn Julia ist tot — tot — tot!“ Er schrie die letzten Worte verzweiflungsvoll und wand sich wie ein Wurm. Thekla aber war außer sich vor Empörung. Am liebsten hätte sie geweint. Sie warf den Bruder einfach zur Thür hinaus und schloß hinter ihm ab. Kurz nach dem Kaffeetrinken begann sie schon, sich für das Theater anzukleiden. Die Mutter lachte, und auch der Vater neckte sie.

„Schnapp’ mir nur nicht über, Thekla, sonst lasse ich dich nicht mehr ins Theater gehen.“

Sie hing an seinem Halse und bettelte verschämt und verlegen um das Taschengeld für den nächsten Monat. Der Vater zauderte zuerst, aber als er die Tränen in Theklas Augen sah, da gab er nach, meinte aber, es sei durchaus nicht nötig, daß sie auch heute wieder Blumen kaufe. Dalossi würde sie mit ihrer Schwärmerei nur auslachen. Das junge Mädchen aber war glücklich, daß sie das Dreimarkstück hatte, und eilte auf dem Wege zum Theater in eine Blumenhandlung, um dort rote Rosen zu wählen.

Sie war die erste in dem großen Zuschauerraume. Wenige Minuten später erschien Juliane. Es war noch eine volle Stunde Zeit bis zum Beginn der Vorstellung. Beide Freundinnen hatten sich im Reclamband das Shafespearische Drama gekauft und murmelten nun die Szenen, in denen Romeo vorkam, vor sich hin. Immer wieder sahen sie auf die Uhr, es dauerte doch

gar zu lange. Und je mehr der Zeiger vorrückte, um so heißer wurden ihre Wangen, um so sehnsüchtiger ihre Blicke, die vom Buch zum Vorhang gingen.

Theklas Strauß war schöner als der Julianes. Mit Neid schaute diese darauf hin. „Er wird dir viel herzlicher die Hand drücken als mir.“

„O nein,“ meinte Thekla. „Im Gegenteil, du bist doch viel hübscher als ich. Dich wird er viel freundlicher ansehen.“

Juliane legte ihren Arm um die Freundin. „Wir wollen uns hier in dieser feierlichen Stunde schwören, daß keine auf den anderen neidisch sein will, wenn der göttliche Dalossi zu einer freundlicher ist als zur anderen. Kein Neid, keine Mißgunst soll unsere Freundschaft beeinträchtigen.“

„Ich schwöre es beim Geiste unseres Romeo!“

Eine stürmische Umarmung erfolgte, ein leidenschaftlicher Kuß besiegelte das Versprechen.

„Ich werde niemals böse auf dich sein, Juliane, und selbst wenn er dich zur Frau nehmen würde, wollte ich dir meine Freundschaft bewahren. Ich würde dann vielleicht auch, wie Julia, mir den Dolch in das blutende Herz stechen.“

Endlich war es so weit. Das Klingelzeichen ertönte, der Vorhang teilte sich, und auf dem Platz von Verona schritten die Krieger auf und ab. Als dann Romeo erschien, hingen die Augen aller jungen Mädchen wie

gebannt an der schlanken, schönen Erscheinung des Künstlers mit den langen, schwarzen Locken.

Thekla und Juliane rührten sich kaum. Nur hin und wieder seufzten sie mit Romeo, mit Julia, und weinten jämmerlich, als es schließlich zum Sterben ging.

„Hast du ein zweites Taschentuch bei dir?“ schluchzte Thekla. „Meins ist ganz naß.“

„Meins auch,“ weinte Juliane.

Sie hatten die verschwollene Augen, als sie jetzt in die Garderobe traten und noch immer schluchzend der Garderobenfrau die Nummern hinhielten. Diese lachte.

„Es war wohl sehr schön, Fräulein?“

Thekla warf ihr einen empörten Blick zu. „Schön? Ich war im Paradiese.“ Dann weinte sie weiter.

„Meine Rosen sind schon ganz naß,“ schluchzte Juliane.

„O, du Glückliche,“ schwärmte Thekla. „Er bekommt mit den Rosen deine Tränen.“

Allmählich verlief sich die Menge, nur vor dem Bühnenausgange sammelte sich ein immer größer werdender Kreis junger Mädchen. Fast alle hatten rote Augen, und als jetzt Thekla und Juliane herantraten, da sahen sie unter den Wartenden alle ihre Freundinnen, die voller Neid auf die Rosensträuße der beiden schauten.

„Habt ihr den Mut, ihn anzureden?“

„Wir wollen es versuchen,“ flüsterte Thekla.

So wartete man. Immer näher drängte man sich an die Thür. Jetzt wurde von innen dagegen gestoßen, und eine scheltende Stimme ertönte: „Zum Donnerwetter, was ist denn hier los?“ Ein Ruck, mit einem Aufschrei sprang Thekla zur Seite. Die sich nach außen öffnende Thür schlug sie gegen die Schulter. Irgendein älterer Schauspieler kam heraus, der kopfschüttelnd über die Schar der jungen Mädchen hinwegjah.

„Verdrehtes Volk,“ murmelte er vor sich hin, dann bahnte er sich einen Weg durch die Wartenden.

Die Thür ging auf und zu, jedesmal reckten sich die Hälse, aber er kam noch immer nicht. Die Heraustretenden, einerlei, ob männlichen oder weiblichen Geschlechtes, wurden nur wenig beachtet. Man wartete auf Dalossi, auf keinen anderen. Thekla klopfte das Herz. Hoffentlich hatte sie den Mut, ihm in die Augen zu sehen. Sie murmelte immer wieder ihre Ansprache vor sich hin: „Ihre erhabene Kunst, Herr Dalossi, hat uns so hingerissen, daß wir Ihnen als Zeichen unserer Verehrung diese Blumen überreichen möchten.“ Was er wohl sagen würde? Ob er ihr wohl wieder die Hand drücken würde wie das letztemal? Ob er sie vielleicht wiedererkannte?

Da — die Thür wurde wieder geöffnet — er war es! Ein brausendes Hoch ertönte. Dann ein Stoßen, ein Drängen; und ehe es sich Thekla versah, wurde sie zur Seite gestoßen, stolperte und lag auf der Erde. Die

Rosen waren ihr aus der Hand gefallen, die anderen traten darauf herum, und mit einem wilden Aufschluchzen erhob sie sich. Es war ganz unmöglich, in die Nähe des Künstlers zu gelangen, der zwischen dem Mädchen-schwarm eingeteilt stand. Zorn, Wut, Aufregung, alles kam zusammen. Sie packte die vor ihr Stehende mit Polizistengriff, zerrte sie zur Seite, schlug der Nächststehenden mit den Fäusten auf den Rücken. Man wich zurück, fing an zu schelten, und um Thekla herum erhob sich ein Tumult. Sie fühlte einen Schlag ins Gesicht und schrie laut auf.

„Laß mich in Ruhe, du Unverschämte, den ganzen Mantel hast du mir zerrissen!“

„Aber, meine Damen, wir sind doch nicht auf dem Schlachtfelde.“

Thekla hörte seine Stimme. Er hatte sich ihnen zugewandt und mußte gerade noch sehen, wie Thekla ein anderes junges Mädchen kräftig hin- und herpuffte. — „Es wird Beulen geben, meine Damen, wenn Sie so weitermachen.“

Thekla ließ entsetzt ab. Sie schämte sich schrecklich. Den Augenblick benutzte Julianne. Sie streckte dem Künstler so heftig den Rosenstrauß entgegen, daß ihm die Blumen beinahe das Gesicht zertrast hätten. Er fuhr zurück; aber bei der ruckartigen Bewegung fiel ihm der Hut vom Kopfe. In der nächsten Sekunde balgte sich eine Schar junger Mädchen um den schwarzen

Filz, jede wollte ihn ein einziges Mal berühren. Manche drückten sogar einen Fuß darauf, und mit lautem Lachen betrachtete Dalossi das Gebaren.

„Vorsichtig, vorsichtig, meine Damen, ich habe keinen anderen Hut hier. Es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie mir meine Kopfbedeckung zurückgeben wollten.“

Er war noch immer nicht imstande, vorwärtszugehen. Mit Mühe nur hob er die Arme, um endlich den Rosenstrauß in Empfang zu nehmen.

„Vielen Dank, mein Fräulein. Gewiß ist das ganze Taschengeld daraufgegangen.“

Thekla war außer sich vor Zorn, daß er mit Juliane so freundliche Worte wechselte. Ihr Strauß war viel schöner gewesen. Eine Wut war in ihr, grenzenlos.

„Ja,“ rief sie laut, „natürlich ist das ganze Taschengeld daraufgegangen. Sie hat sogar Vorschuß genommen auf den nächsten Monat.“

Juliane warf der Busenfreundin einen vernichtenden Blick zu. Dalossi schaute wieder auf die Spenderin.

„Sogar Schulden haben Sie meinerwegen gemacht, mein Fräulein? Das dürfen Sie nicht wieder tun.“

Juliane war überglücklich. Er hatte zwei Sätze zu ihr gesprochen. Jetzt nahm er auch noch ihre Hand und drückte sie. Schade, schade, daß die anderen jungen Mädchen sich jetzt ebenfalls vordrängten, um auch einen Händedruck zu erhaschen.

„Wollen Sie mich nun aber endlich durchlassen, meine Damen? Sie sehen, der Wagen wartet. Es ist Zeit für uns alle, daß wir ins Bett kommen. Auf Wiedersehen!“

Er wollte sich mit Gewalt durchdrängen, aber es gelang ihm nicht. Zum Wagen führte kein Weg.

„Aber, meine Damen, wenn Sie jetzt nicht Platz machen, so werde ich stockheißer und kann Ihnen am Sonntag nicht noch einmal den Carlos spielen. Also bitte!“

„Wir kommen alle! Wir sind alle wieder da!“ tönte es im Chor. Dalossi seufzte.

„Warten Sie auch wieder alle hier vor dem Ausgang?“

„Natürlich,“ klang es zurück.

Er lachte in sich hinein und murmelte, daß man es kaum verstand: „Nun gut, so nehmen wir den Umweg über Frankreich!“

Endlich, endlich war der Wagen erreicht. Dalossi schwenkte noch einmal den Hut, brausende Hochrufe sandten ihm die jungen Mädchen nach, dann fuhr er davon. Eine ganze Schar ließ hinterher, immer noch laute Hochrufe ausstoßend, aber der Chauffeur ließ den Wagen an, und so entzog sich der Künstler der weiteren Bewunderung.

Juliane Heidemann war vor dem Theater zurückgeblieben. Sie stand unbeweglich, die Augen zum

Himmel gerichtet. Theklas Stimme weckte sie aus ihren Träumen.

„Na, du wartest wohl darauf, daß er dir einen Kuß gibt?“ klang es gereizt.

„Ach, Thekla,“ seufzte Juliane, „er hat mir die Hand gedrückt. Fünfundzwanzig Worte hat er mit mir gesprochen. Ich habe sie mir unauslöschlich ins Gedächtnis eingeprägt.“

Fünfundzwanzig Worte! Thekla war außer sich vor Eifersucht. Zu ihr hatte er überhaupt nichts gesagt, hatte sie nur im Zorn gesehen, in der Wut.

„Auffällig genug hast du dich ja betragen.“

„Was?“ Juliane fuhr auf. „Du bist wohl übergeschnappt! Überhaupt hast du mich blamiert. Was fällt dir denn ein, zu sagen, daß ich Schulden gemacht habe!“

„Du hast es mir ja selbst erzählt.“

„Du hast ja auch welche gemacht.“

So standen die zwei vor dem Bühnenausgang und schalten aufeinander. Thekla machte der Freundin die schwersten Vorwürfe, schalt sie eine falsche Person, und schließlich ging eine rechts, eine links, indem sie sich noch über die Straße zuriefen:

„Schluß mache ich mit dir. Mein Leben lang sehe ich dich nicht mehr an!“

In dieser Nacht schliefen beide nicht viel. Erst weinten sie über das Schicksal des Helden, dann über die zerstörte Freundschaft. Thekla weinte ferner über die

schmerzende Schulter und über die drei Mark, die sie umsonst für die Rosen ausgegeben hatte.

Am nächsten Morgen waren beide ganz verhärtet, und es dauerte nicht lange, so wußten die Mütter, daß ihre Kinder sich für ewige Zeiten verfeindet hatten. Das nahmen die Eltern nicht so schwer. Sie wußten, daß sich Thekla und Juliane schon mehr als ein duzendmal ewige Freundschaft und ewigen Haß geschworen hatten.

In der am übernächsten Tage stattfindenden Kunstgeschichtsstunde kannten sich die beiden einstigen Freundinnen nicht. Sie reckten ihre Nasen in die Luft und sahen sich nicht an. Das erregte bei den anderen Mitschülerinnen natürlich lebhafteste Verwunderung, und bald erfuhren sie von Thekla, daß es kein abscheulicheres und falscheres Geschöpf gäbe als Juliane Heidemann, die Herrn Dalossi mit aller Gewalt an sich zu locken versuche. Juliane aber erzählte ihrerseits, daß sie sich in Thekla bitter getäuscht habe und die Zeit bereue, da sie diese falsche Schlange an ihrem Busen nährte.

Zu schade, daß man den gleichen Heimweg hatte. Aber da der Haß so groß war, ging Juliane auf dem linken und Thekla auf dem rechten Bürgersteig. Auf diese Weise war man einander fern und brauchte sich nicht zu sehen.

Wie auf Verabredung schlugen beide den Umweg über den Theaterplatz ein. Sie konnten nicht heimgehen, ohne den Kunsttempel zu sehen. Da — — ein leiser

Ausschrei aus Theklas Munde. Dort, jener Herr, der sich soeben eine Zigarette anzündete, war kein anderer als Dalossi. Vergessen war der Zorn, die Wut. Sie stürzte über die Straße zu Juliane und wies mit dem Finger auf den Künstler.

„Er,“ hauchte sie.

Ja, er war es wirklich. Die beiden jungen Mädchen blieben wie gebannt stehen. Sie verfolgten seine Bewegungen mit gierigen Augen, dann schauten sie sich ins Gesicht, und im nächsten Augenblick öffneten sich vier Arme.

„Kannst du mir verzeihen, Thekla?“

„O, Juliane!“

„Nie wieder soll uns ein Streit trennen.“

Jetzt schritt Dalossi davon, und Arm in Arm liefen die beiden jungen Mädchen hinter ihm drein.

„Und wenn er bis ans Ende der Welt geht, wir gehen ihm nach,“ flüsterte Thekla.

„Ja, wir wollen sein Schatten sein.“

An einem Schaufenster blieb Dalossi stehen. Am Nebensfenster standen die jungen Mädchen. — Er ging weiter — sie auch. Er bog in eine kleine Seitenstraße ein, sie folgten ihm. Er blieb stehen und drehte sich plötzlich um. Verlegen gingen Juliane und Thekla an ihm vorüber, nicht ohne ihm einen schwärmerischen Blick zuzuwenden. Er sah ihnen ein Weilchen nach, dann

machte er kehrt. Aber das war sofort von Thekla bemerkt worden.

„Wir müssen ihm nach, er rückt uns aus.“

Bald waren sie ihm wieder auf den Fersen. Da betrat Dalossi einen Papierladen, aber er erreichte seinen Zweck nicht. Als er wieder herauskam, standen die beiden jungen Mädchen wartend am Schaufenster. Kurz entschlossen trat er auf sie zu.

„Wünschen Sie etwas von mir, meine Damen?“

Die beiden Badfische waren so erstarrt, daß sie kein Wort hervorbringen konnten.

„Nun, Sie müssen doch etwas von mir wollen. Sie laufen mir doch schon eine halbe Stunde nach.“

Juliane war so besonnen, daß sie stotternd hervorstieß: „Wir wollten ja nur Ihre Nähe atmen.“

Ein belustigendes Lächeln glitt über sein Gesicht. „Schauen Sie mal, meine Damen, dort drüben ist eine nette Konditorei. Darf ich Ihnen etwas Torte und Schlaghahne bestellen? Wollen wir dort hineingehen?“

Die beiden Freundinnen warfen sich einen verklärten Blick zu, und Juliane hauchte: „O, bitte sehr, ganz wie Sie wünschen.“

So schritt er neben Thekla und Juliane über den Platz. Rasch nahmen ihn die jungen Mädchen in ihre Mitte. Wie schade, daß die Konditorei so nahe war! Sie hätten ewig mit ihm so gehen mögen.

Thekla gewann allmählich die Fassung wieder. „Ich

erbitte eine Gnade, Herr Dalossi. Würden Sie in mein Stammbuch etwas einschreiben?"

„Na, geben Sie her,“ sagte er gut gelaunt.

„Ich habe es nicht bei mir,“ stotterte sie. „Darf ich es Ihnen am Sonntag nach der Carlos-Aufführung bringen?"

„Schicken Sie es mir in die Garderobe. Der Diener kann dann gleich darauf warten.“

„Darf ich auch?“ flüsterte Juliane.

„Meinetwegen. Aber nun bitte ich, sagen Sie es Ihren Freundinnen nicht, sonst bekomme ich einen Rollwagen voll solcher Bücher.“

Thekla legte die Hand aufs Herz. „Ich schwöre bei dem heiligen Mond, der silbern dieser Bäume Wipfel säumt —“

Dalossi schaute sie an. „Wollen Sie auch als Romeo auftreten, weil Sie ihn zittern?"

„Ich habe die Julia gelernt.“

„So, so, das können Sie mir ein anderes Mal deklarieren. Jetzt wollen wir hier eintreten, und zum Danke dafür, daß Sie so brav gelernt haben, bekommen Sie jetzt Torte und Schlaghahne. Wählen Sie inzwischen einen Platz, ich werde die Bestellung übernehmen.“

Thekla und Juliane wurden sich lange nicht einig. Juliane wollte durchaus die verschwiegene, finstere Ecke, weil man dort am ungestörtesten reden könne.

Thekla aber wünschte gesehen zu werden. Man sollte sie beneiden, wenn sie an der Seite des Künstlers saß. Endlich hatte man sich auf einen Platz geeinigt, und schon brachte die Bedienung zwei Teller mit je zwei großen Tortenstücken, die mit Schlagsahne überschüttet. Abwartend blieben sie davor sitzen. Warum kam Dalossi nicht? Thekla erhob sich und ging in den vorderen Raum, wo sie den Tortentisch übersah. Dalossi war nicht mehr anwesend. Sie winkte die Bedienung heran.

„Wo ist denn der Herr, der mit uns kam?“

„Der Herr hat bestellt, hat alles bezahlt und ist dann gleich wieder fortgegangen.“

„Fortgegangen?“ wiederholte Thekla starr vor Schreck. Sie stürzte zu Juliane zurück und berichtete ihr, was sie soeben gehört hatte. Die beiden jungen Mädchen waren eine Weile fassungslos, sie vergaßen darüber sogar die Torte mit Schlagsahne.

„Wir wollen heimgehen,“ schluchzte Thekla.

„Aber erst wollen wir essen.“

„Ich mag nicht essen,“ gab Thekla zurück. Das ließ sich Juliane nicht zweimal sagen. Sie schlang erst ihre Portion und dann die der Freundin hinunter. Gedrückt machten sich dann beide auf den Heimweg.

Wollte Dalossi sie fränken? Wollte er nicht mit ihnen zusammen in der Konditorei sein? Das vermochten beide nicht zu glauben. Endlich fanden sie die Erklärung.

„Er wird vergessen haben, daß er eine Probe oder sonst eine wichtige Angelegenheit vorhatte. Er wollte ganz sicher mit uns zusammen sein. Armer Bernharbo!“

Sie trösteten sich gegenseitig. Natürlich, so war es. Der arme Dalossi war nicht Herr seiner Zeit, er hatte sich gewiß mit blutendem Herzen dieses Zusammensein versagen müssen.

Dann kam der Sonntag, an dem er wieder als Carlos austrat. Thekla, die dieses Mal aber ganz bestimmt ihrem Helden Blumen überreichen wollte, hatte, da ihr der Vater keinen neuen Vorschuß bewilligte, eine Freundin angeborgt, doch war diese nur in der Lage, ihr eine Mark zu leihen. Dafür kaufte sie einige langstielige Rosen, die sie Dalossi zum Schluß der Vorstellung überreichen wollte. Juliane war neidisch. Sie hatte keine Blumen. Aber dafür wollte sie dem Künstler ihr Stammbuch in die Garderobe schicken. Auch Theklas Stammbuch war da. Sie hatte einen Zettel hineingelegt, auf dem stand: „Schreiben Sie mir bitte etwas von Schiller. Ich habe sehr geweint, als Sie neuerlich nicht mit uns in der Konditorei blieben.“

Gleich am Anfang der Vorstellung sandte man die Bücher durch einen Theaterdiener zu Dalossi. Die Rosen gab Thekla nicht mit, die wollte sie dem Schauspieler persönlich aushändigen.

In der großen Pause liefen sie wieder zum Bühneneingang, um dort nach den Stammbüchern zu fragen.

Und wirklich! Man händigte sie ihnen aus, und mit hochklopfendem Herzen und glücklichen Gesichtern gingen die Mädchen auf ihre Plätze zurück, um in Ruhe die herrlichen Worte zu lesen, die ihnen Dalossi eingeschrieben hatte. Vielleicht fand Thekla in ihrem Buch ähnliche Worte, wie er vorhin erst gesprochen: „So ist er endlich da, der Augenblick, und Karl darf diese teure Hand berühren.“ Ihre Hände zitterten, als sie das Buch aufschlug. Seine Schrift! Rasch drückte sie einen Kuß darauf, und dann las sie:

„Ruhig kann ich Euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn.
Eurer Augen stilles Weinen
Kann ich nicht verstehn.“

Sie las einmal, zweimal, und ihr Gesicht wurde immer länger. Schrieb er das mit Absicht? Ja, von Schiller war es. Sie hatte den Ritter Toggenburg viel zu oft gelesen, als daß sie diese Zeilen nicht wiedererkannt hätte. Sie hatte ihm geschrieben, daß sie geweint hätte. War das die Antwort darauf? Daß nur Juliane nichts davon merkte! Sie wollte nun gerade recht heimlich tun, dann dachte die Freundin wahrscheinlich, er hätte ihr irgendwelche zärtlichen Liebesworte eingeschrieben. Sie klappte das Buch zu und drückte es an ihre Brust. Dann sah sie auf Juliane. Die Freundin saß da und starrte auf die Zeilen nieder,

die ihr Dalossi eingeschrieben hatte. Schüttelte den Kopf, seufzte und wandte sich dann an Thekla.

„Was sagst du dazu?“

Thekla las: „Wer einsam ist, der hat es gut, weil niemand da, der ihm was tut (Wilhelm Busch).“

Sie frohlockte innerlich. Das war auch nicht besser als ihr Vers. Das war auch eine kleine Bosheit.

„Was hat er dir denn eingeschrieben?“ fragte Juliane ganz verzagt.

Thekla verdrehte die Augen, hielt ihr Buch ganz fest und seufzte nur vernehmlich. „Ach, laß mich schweigen, das ist Herzenssache.“

Da fuhr Juliane auf. Das war doch arg. Ihr schrieb er solch dummen Vers ein, und Thekla bekam sicher einige süße Worte zu hören. Jetzt stürzten ihr die Tränen aus den Augen. Natürlich, Thekla war ja immer so frech. Sie drängte sich immer vor. Das gefiel den Männern. Ihre Neugier war grenzenlos; sie mußte wissen, was Dalossi geschrieben hatte. Beteuernd legte sie die Hand auf das Herz.

„Ich werde dich nicht verraten, Thekla. Du weißt ja:

Wenn still ein Herz in Liebe glüht,
O, rühret, rühret nicht daran,
Den Göttersunken löscht nicht aus,
Fürwahr, es ist nicht wohlgetan.

Mir kannst du vertrauen, Thekla. Ich schweige wie das Grab.“

„Ach nein,“ wehrte Thekla kleinlaut. „Er will es auch nicht, daß ich darüber rede.“

Juliane war innerlich voller Wut. Am liebsten hätte sie jetzt die Freundin so gepufft, daß sie vom Stuhle gefallen wäre. Aber sie bezwang sich. Sie würde schon durch List das Buch bekommen, und zur Strafe riß sie dann jene Seite heraus.

Die Vorstellung begann wieder, vergessen waren die Stammbücher, man lebte, liebte und litt mit Carlos. Nach Schluß spielte sich das gleiche Schauspiel ab wie beim Romeo. Der Bühneneingang war dicht besetzt von jungen Mädchen, die auf den Künstler warteten. Thekla mit den Rosen stand ganz vorn, aber diesmal so, daß sie von der Thür nicht geschlagen wurde.

Die Schauspieler kamen, einer nach dem andern, von Dalossi keine Spur. Zuletzt erschienen die Garderobefrauen, und endlich hörten die Wartenden, wie der Portier sich an der Thür zu schaffen machte, sie noch einmal öffnete und dann von innen abschloß. Etwa sechzig Häufte trommelten dagegen.

„Aufmachen — aufmachen! Herr Dalossi ist noch nicht da! Er ist noch in seiner Garderobe!“

Wirklich schloß der Portier noch einmal auf und trat heraus. „Geht nur nach Hause, Kinder, Herr Dalossi ist schon längst fort. Der ist vorn durch den Zuschauer-

raum gegangen, weil er eure Anhimmelei satt hat.“ Dann machte er die Thür wieder zu und schloß von innen ab.

Draußen herrschte Totenstille. Man glaubte es einfach nicht. Man wartete weiter. Das war sicherlich nur ein Kniff. Die Thür würde schon noch einmal aufgeschlossen werden. Dalossi kam sicher noch. Er hatte ja bis zum letzten Augenblick auf der Bühne zu tun gehabt. Aber nachdem man noch eine halbe Stunde gewartet hatte, sah man doch ein, daß alles vergeblich war. Ganz langsam entfernten sich die jungen Mädchen. Am unglücklichsten war Thekla. Wozu hatte sie die Rosen gekauft, wenn er nun nicht kam? Sie schluchzte jämmerlich, und Juliane hatte Mühe, die Aufgeregte zu trösten.

„Du hast ja den Stammbuchvers. Sein Herz gehört ja dir.“

Thekla fuhr auf: „Stammbuchvers? Hat sich was! Da, lies!“ Sie drückte der Freundin das Buch in die Hand, und bei der nächsten Straßenlaterne studierte Juliane den Vers. Ein Stein fiel ihr vom Herzen. Von Liebe stand kein Wort drin. Da war ihr Vers ja immer noch besser. War er nicht überhaupt eine Andeutung, daß er sie gern einmal allein gesprochen hätte? Ob sie sich das Herz nahm, ihn einmal zu besuchen? Sie wollte ihn fragen, ob sie Talent habe, ob sie wohl auch eine Julia oder eine Königin Elisabeth spielen könne.

Natürlich, so war es gemeint, nicht anders. Aber Thekla durfte nie etwas davon erfahren. Gleich morgen wollte sie zu Dalossi gehen, um die Schicksalsfrage an ihn zu stellen.

Ziemlich hastig verabschiedeten sich an diesem Abend die beiden Freundinnen. Juliane schließ in der folgenden Nacht fast gar nicht, sie wälzte immerfort den Gedanken in sich herum: Wage ich es? Gehe ich zur Bühne? Gehe ich zu ihm?

Am nächsten Morgen stand es bei ihr fest, heute ging sie hin. Sie wußte längst, wo er wohnte, wußte, daß er gegen zehn Uhr zur Probe ging, um zwölf Uhr für einen Augenblick heimkam, um dann in irgendeinem Gasthaus das Mittagessen einzunehmen. Sie mußte also kurz nach zwölf in seiner Wohnung sein. Ihr war recht unbehaglich bei dem Gedanken. Würde sie den Mut haben, mit Dalossi zu sprechen? Sie mußte sich Mut machen. Sie ging gegen elf Uhr zum Vater ins Bureau und bettelte ihm dort ein Glas Rotwein ab. Dann noch eins. O, jetzt war ihr schon ganz anders zu Sinne. Sie konnte es wagen.

Die Uhr schlug, als sie sich auf den Weg machte. Über als sie dann in das Haus eintrat, in dem der Künstler wohnte, als sie die Treppen emporstieg, da waren ihr die Füße wie Blei. Auf jeder Stufe blieb sie stehen. Es dauerte lange, sehr lange, bis sie endlich vor der Korridortür stand. Die Zeit verging, sie wagte

nicht, die Klingel zu drücken. Da hörte sie, wie hinter ihr jemand die Treppe heraufkam. Den wollte sie erst vorüberlassen. Aber da wurden ihre Augen starr und groß. Sie sah jemand mit Rosen um die Treppenbiegung herumgekommen; es war Thekla.

„Du hier?“ Juliane war ganz erschrocken. Thekla aber musterte die Freundin mit zornigen Blicken.

„Das also nennst du Freundschaft? Ohne mir etwas zu sagen, gehst du zu Valossi? Nimmst mich nicht mit? Schäme dich!“

Da erwachte in Juliane der Mut. „Was tust du denn anderes? Du hast mir ja auch nicht gesagt, daß du heute herkommen wolltest.“

„Ich wollte ja nur die Rosen abgeben.“

„Und ich wollte mich bedanken für den Vers.“

Thekla lachte spöttisch. „Für den Vers brauchst du dich wirklich nicht zu bedanken. Aber ich habe es ja immer gewußt, du bist eine falsche Person.“ Sie wollte zur Klingel, aber Juliane stieß sie fort.

„Ich war zuerst hier, ich klinge.“ Thekla jedoch faßte mit festem Griff die Freundin am Mantel und zerrte sie zurück. Diese schrie auf, schlug mit den Fäusten um sich, und es dauerte nicht lange, so rangen sie vor der Korridortür leidenschaftlich miteinander.

Bums! Juliane flog gegen die Tür, daß es krachte. „Du zerreißt mir meinen Mantel! Laß mich los!“

Aber Thekla ließ nicht nach. Sie hielt Juliane noch

immer fest umkrallt. Da wurde die Thür von innen aufgemacht. Ein junges Mädchen erschien und sah erstaunt auf die beiden.

„Was machen Sie denn hier für Skandal?“

Da ließ Thekla erschrocken los. „Wir wollten — ich wollte — ich möchte —“ stammelte sie.

Juliane hatte eher ihre Fassung zurückgewonnen. „Ich möchte Herrn Dalossi sprechen. Ich habe ihm etwas Wichtiges zu sagen.“

„Herr Dalossi ist nicht zu Hause.“ Damit wurde die Thür wieder geschlossen. Thekla und Juliane standen enttäuscht draußen und wußten nicht recht, sollten sie bleiben oder gehen. Thekla bückte sich, um die zertretenen Rosen aufzuheben.

„Er soll eben von mir keine Rosen bekommen,“ schluchzte sie. „So soll sein Fuß wenigstens auf Rosenblättern wandeln.“ Sie zerpflückte die Blüten und bestreute damit den Treppenabsatz. Mit gesenktem Kopf schritt sie dann die Stufen hinab. Juliane folgte ihr. Unten an der Haustür aber lagen sie sich plötzlich in den Armen. Der Gedanke, ihn nicht gesprochen zu haben, machte beide so unglücklich, daß sie beieinander Trost suchten.

„Es bleibt uns nur eines, Juliane. Wir müssen zur Bühne gehen, müssen berühmt werden, dann werden wir ihn öfters sehen und sprechen.“

„Noch heute fange ich an, die Julia zu lernen,“

seufzte Juliane. „Das ist eine Rolle, gerade wie für mich geschaffen.“

„Lerne doch etwas anderes. Die Julia nehme ich.“

„Nein, ich lerne die Julia. Schon mein Name gibt mir dazu die Berechtigung.“

„Bilde dir nur ja nicht ein, daß er den Romeo dazu spielen wird. Ich glaube überhaupt, du hast kein Talent für die Bühne.“

Juliane wurde ganz erregt. „So, meinst du? Nun, das wird sich ja zeigen. Ich habe die Absicht, mich von irgendeiner berühmten dramatischen Lehrerin prüfen zu lassen, und wenn die Eltern dann überzeugt sind, daß ich ein Genie bin, werden sie mir den Weg auf die Bretter mit Rosen umfränzen.“

Thekla überlegte ein Weilchen. „Du, Juliane, wie wäre es, wenn wir heute noch zu irgendeiner dramatischen Lehrerin gingen und uns prüfen ließen. Gleich jetzt?“

Juliane stimmte zu. „Weißt du eine?“

„Nein, wir müssen in eine Konditorei gehen, essen dort etwas, lassen uns ein Adreßbuch geben und suchen uns eine heraus.“

„Hast du Geld?“

„Nein. Geld habe ich nicht.“

Somit mußte man die Konditorei fallen lassen. Man beschloß, in Eilschritten zu dem Kaufmann zu gehen, von dem die Eltern bezogen; und dort das Adreßbuch

zu studieren. Es dauerte auch nicht lange, da hatten die beiden jungen Mädchen eine ihnen geeignet dünkende dramatische Lehrerin gefunden. Schon der Name klang so verlockend. Sie nannte sich Stella Benolino und wohnte gar nicht weit von hier.

„Wir gehen hin,“ entschied Thekla. „Ich deklamiere ihr den großen Monolog aus der Julia.“

„Und was spreche ich?“ fragte Juliane kleinlaut.

„Du hast doch Stellen aus dem Carlos auswendig gelernt. Heute kommt es gar nicht darauf an, was du sprichst, nur wie du es sprichst. Deklamiere ihr aus dem Carlos irgend etwas vor, das genügt schon.“

Scheu drückte sich Juliane hinter Thekla her, als sie jetzt das Haus der dramatischen Lehrerin betraten. Noch einmal atmete man hoch auf, dann klingelte man. Eine ältere Frau im unsauberen Morgenrock öffnete.

„Wir hätten gern die Künstlerin Stella Benolino gesprochen.“

„Kommen Sie herein, meine Damen.“

Die kleine, dickliche Person in dem schmutzigen, hellblauen Morgenrock, der übermäßig mit Spitzen besetzt war, ließ die beiden jungen Mädchen in ein Zimmer eintreten und verschwand mit dem Bemerken, man möge einen Augenblick warten. Voller Bewunderung schauten sich die beiden Freundinnen um. An den Wänden hingen unzählige Photographien, dazwischen einige verweltete Lorbeerkränze. Die Einrichtung war nur sehr

einfach, die Bezüge der Möbel fadenscheinig. Aber das störte keine der beiden, sie sahen nur immer wieder nach den vertrockneten Kränzen.

„Wie sie wohl aussehen mag, die Künstlerin?“

Es dauerte nicht lange, da erschien Stella Benolino. Sie hatte noch immer den blauen Morgenrock an, trug aber jetzt einen breiten Chiffonschal um die Schultern.

„Verzeihen Sie, meine Damen, daß ich Sie in dieser Toilette empfangen muß, aber meine Nerven, ach, meine Nerven — und dann, die Friseurin ist nicht zur Zeit gekommen. — Ach, meine Nerven! Aber darf ich fragen, was Sie wünschen, meine Damen?“

Die beiden jungen Mädchen waren ein wenig enttäuscht. Nach einer richtigen Künstlerin sah diese ältere Frau nicht aus. Trotzdem teilte ihr Thekla mit, was sie beide hierhergeführt habe.

Die Benolino schaute prüfend von einer zur anderen. „Natürlich haben Sie Talent, das sehe ich schon von vornherein. Sie, mein Fräulein, werden eine prächtige Deborah abgeben und Sie ein entzückendes Gretchen. An die ersten Bühnen werde ich Sie bringen, denn Talent haben Sie, das weiß ich.“

Thekla und Juliane waren völlig benommen. Das waren freilich verlockende Aussichten. Und als jetzt die Benolino ihnen mit lebhaftem Gebärdenspiel von ihren Engagements erzählte, daß sie mit allen Berühmtheiten

gespielt habe, daß sie die größte Schauspielerin der Welt gewesen sei, da waren die beiden Freundinnen überglücklich, daß sie gerade an die richtige Schmiede gekommen waren.

„Hören Sie den großen Monolog aus der Deborah, mit dem ich eine Welt in die Knie zwang.“

Die kleine Person stellte sich vor die jungen Mädchen hin, und nun schrie und brüllte sie los, daß es Thekla und Juliane heiß und kalt wurde. „Fällt mir kein Dolch vom Himmel? Rache, Rache!“

Es war schrecklich. Die beiden Freundinnen schauerten. Ja, ehe sie es so weit gebracht haben würden, würde es noch eine ganze Zeit dauern. Die Benolino hatte sich inzwischen wieder beruhigt.

„Nicht wahr, mia bambino, Sie sind starr. Aber nun können Sie mir einmal etwas deklamieren. Wissen Sie etwas auswendig?“

Wieder war Thekla die Mutigere. Sie bemerkte schüchtern, daß sie den Monolog der Julia gelernt habe.

„Beginnen Sie, mein Fräulein,“ befahl die Benolino.

Stoßend, kaum hörbar, ohne jeden Ausdruck, nur voller Angst, flüsterte Thekla: „Hinab, du flammenhufiges Gespann, zu Phöbus' Wohnung!“ So ging es weiter, in leierndem Tone. Als sie geendet, flatschte die Benolino entzückt in die Hände.

„Grandios! Großartig! Ich habe selten ein größeres Talent vor mir gehabt. Sie müssen meine Schülerin werden, ich führe Sie zu den höchsten Gipfeln des Ruhmes. Und Sie, mein Fräulein?“ wandte sie sich an Juliane.

Das junge Mädchen überkam der Mut der Verzweiflung. Jetzt oder nie! Jetzt mußte sie beweisen, daß auch sie für die Bühne reif war. Sie schloß die Augen, und dann schrie sie mit gellender Stimme los:

„So ist er endlich da, der Augenblick, und Karl darf diese teure Hand berühren. Rasender, welch eine tollkühne Überraschung! Stehen Sie auf, mein Hof ist in der Nähe!“ So ging es in stetem Schreien fort, ganz einerlei, ob sie die Worte des Carlos oder die der Königin deklamierte. Sie war ganz rot im Gesicht, dicke Schweißtropfen standen ihr auf der Stirn.

Die Benolino ging mit ausgebreiteten Armen auf sie zu. „Welch edles Feuer! Welch dramatischer Akzent! Welche Modulationsfähigkeit! O, mein Fräulein, mit diesem Organ bringe ich Sie an die ersten Bühnen, und alle Welt wird sich vor Ihnen neigen.“

„Es würde mir fürs erste genügen, wenn ich bald hier an unserem Theater engagiert würde. Ich möchte mit Herrn Dalossi zusammen spielen.“

„Natürlich, natürlich sollen Sie das. Er den Carlos, Sie die Elisabeth. Er den Romeo, Sie seine Julia.“

„Nein, ich!“ rief Thekla heftig dazwischen.

„Natürlich auch Sie, mein Fräulein. Abwechselnd werden Sie mit Herrn Dalossi glänzen.“

„Kennen Sie ihn?“ fragte Juliane.

Die Benolino lachte. „Kennen? Er zählt zu meinen größten Bewunderern, zu meinen Verehrern. Er hat viel von mir gelernt. O, meine Damen, wenn Sie erst bei mir dramatischen Unterricht haben, werde ich Sie mit allerersten Künstlern zu manchem Plauderstündchen einladen.“

„Und Herr Dalossi ist auch dabei?“

„Natürlich — natürlich. — Darf ich Sie nun auf die Liste meiner Schülerinnen setzen?“

Jetzt erst kehrte beiden die ruhige Überlegung zurück. Wenn sie Unterricht nahmen, so kostete das unzweifelhaft auch Geld. Oder — ob wohl Fräulein Benolino die Stunden umsonst erteilte, weil beide doch gar so viel Talent haben sollten? Sie hatten jedoch mehrfach schon gelesen, daß dieser oder jener Künstler wegen seiner großen Begabung kostenlos ausgebildet worden sei. Vielleicht war das bei ihnen auch der Fall.

„Berechnen Sie den Unterricht?“ fragte Thekla kaum hörbar.

Die Benolino schaute erstaunt auf die Fragerin: „Die Stunde kostet drei Mark. Ich denke, wir nehmen jede Woche zwei Stunden, damit Sie rasch vorwärtskommen.“

Thekla rechnete, daß man dann ungefähr monatlich

fünfundzwanzig Mark aufzubringen haben würde. So viel Geld! Wo sollte sie das hernehmen? Drei Mark betrug ihr Taschengeld, und das war schon für den nächsten Monat im voraus verausgabt.

Die Benolino sah das Zögern. „In Anbetracht Ihres großen Talenten bin ich bereit, Ihnen mit dem Honorar entgegenzukommen. Eine jede von Ihnen zahlt mir monatlich zwanzig Mark. Wann also wollen wir mit dem Unterricht beginnen?“

Natlos schauten sich die Freundinnen an. Man wollte die Eltern bitten, die Einwilligung zum Unterricht zu erteilen, denn die Benolino hatte ja selbst gesagt, daß es kein größeres Talent gäbe als Thekla und Juliane. Aber trotzdem mußte man doch erst die Eltern fragen, und so antwortete Thekla zaghaft, daß man der Lehrerin noch morgen Bescheid zugehen lassen würde, wenn der Unterricht beginnen könne.

„Sie können mir aber schon heute Ihre Adresse geben, meine Damen. Es könnte doch sein, daß gerade in den nächsten Tagen wieder ein Direktor nach Anfängerinnen fragt, da möchte ich den Herrn gleich auf Sie aufmerksam machen.“

Voller Stolz nannten beide ihren Namen und Adressen, die die Benolino in ihr Notizbuch einschrieb. Dann verabschiedete man sich, und hochbeglückt verließen die Freundinnen die Wohnung der Künstlerin.

Auf der Straße war ihnen nicht mehr so wohl zu-

mute. Es war doch recht fraglich, ob die Eltern die Einwilligung zum Unterricht gaben. Was sollte man dann beginnen, wenn es nicht der Fall war? Der Ruhm winkte, das Glück war nahe, nein, so grausam würden die Eltern nicht sein, sich ihrem hohen Lebensziel in den Weg zu stellen. Sie schwärmten um die Wette. Thekla sah sich bereits an den ersten Staatstheatern, Juliane aber gab sich zufrieden, wenn sie mit Dalossi zusammen spielen konnte. —

Am Abend beichteten beide, was sie auf dem Herzen hatten. Aber ganz energisch erklärten Herr und Frau Renz und ebenso Herr und Frau Heidemann, daß sie eine Erlaubnis nicht geben würden, die Tochter möge sich diesen Unsinn aus dem Kopfe schlagen. Da gab es ein Weinen und Zetern. Gegenseitig klagten sich die Freundinnen ihr Leid, trösteten sich und versuchten immer wieder aufs neue, die Eltern davon zu überzeugen, daß ihre Kinder die größten Talente seien, die es auf der Welt gäbe. Auch das hatte keinen Erfolg. Und als die beiden jungen Mädchen immer weiter bettelten, immer heftiger weinten, da erklärten die Väter, wenn das jetzt nicht aufhöre, würde man von nun an den Töchtern jeden weiteren Theaterbesuch untersagen. Das half! Freilich nicht für lange. Denn als Fräulein Benolino nach wenigen Tagen an die beiden jungen Mädchen schrieb, ob sie nicht bald den Unterricht beginnen wollten, da begann das Weinen von neuem. Und als wieder

ein Brief kam, daß sich bereits einige Theaterdirektoren gemeldet hätten, die Anfängerinnen suchten, da trug sich Thekla mit dem Gedanken, heimlich davonzugehen. Aber natürlich wurde nichts daraus. Wie sollte sie denn auch ohne die Eltern, die immer so gütig für sie sorgten.

Trotzdem wollte man die Hoffnung noch nicht aufgeben. Die Freundinnen beschlossen, sich auf eigene Faust, ohne den Unterricht einer Lehrerin, für die Bühne auszubilden. Sie wollten viele Rollen lernen, sich gegenseitig abhören, sie beschlossen sogar, ganze Szenen zu proben, abwechselnd wollten dann Thekla und Juliane die Rolle des Liebhabers übernehmen; und so trösteten sie sich wieder ein wenig. Was ihnen nur unter die Hände kam, wurde wahllos gelernt. Die Schillerschen Dramen, Goethe, Grillparzer, Lessing, Shakespear, alles kam an die Reihe. Möglichst heimlich wurden die Studien betrieben, man fürchtete, die Eltern würden das übermäßige Lernen verbieten, denn Fräulein Fiebiger hatte bereits einen Klagebrief geschrieben, daß Thekla und Juliane in den letzten Wochen ganz außerordentlich in ihrem Fleiß nachgelassen hätten. Jeden freien Augenblick benutzten die jungen Mädchen, um zu lernen. Thekla hatte es besonders leicht. Ihr Zimmer lag abseits von den Wohnräumen, und so konnte sie dort nach Herzenslust üben und proben. Augenblicklich lernte sie die Gretchenrolle aus dem Faust. Sie war gerade dabei, die Kerkerzene aus-

wendig herzusagen. Um sie recht wirksam zu gestalten, kniete sie auf die Erde nieder, rang die Hände und sprach die Goetheschen Verse. Sie überhörte es ganz, daß geklopft wurde, noch einmal und zum drittenmal. Sie war vollständig in ihre Rolle vertieft. Alles andere war ihr gleichgültig. Das Hausmädchen, das wohl hörte, wie das Fräulein im Zimmer sprach, verlor die Geduld, machte die Thür auf und rief hinein:

„Fräulein Thekla, ich soll Sie zum Essen holen!“

Erstaunt schaute sie auf das junge Mädchen, das am Boden kniete, ihr jetzt die Hand entgegenstreckte und klagend ausrief: „Du holst mich schon um Mitternacht? Ist's morgen früh nicht zeitig genug? Erbarme dich und laß mich leben!“

„Sie möchten zum Essen kommen,“ wiederholte das Hausmädchen ängstlich, aber Thekla fuhr fort:

„Bin ich doch noch so jung, so jung und soll schon sterben?“

„Nein,“ rief das Hausmädchen voller Entsetzen, „essen sollen Sie kommen!“ Dann flog die Thür wieder zu.

Aber am nächsten Tage, zur gleichen Zeit, da war es noch ärger. Wieder hatte das Mädchen den Auftrag bekommen, das Fräulein zu rufen. Schon etwas ängstlich öffnete sie die Thür und brachte den Befehl der Eltern vor. Thekla stand in der Mitte des Zimmers, hielt

die lange Papierschere in der Hand und trat mit rollenden Augen auf Anna zu:

„Siehst du Bösewicht, was ich jetzt aus dir machen kann? Ich bin ein Weib, aber ein rasendes!“

Das Hausmädchen tippte sie voller Angst auf die Schultern. „Essen sollen Sie kommen!“

Thekla aber schrie los. „Wag es nur noch einmal, mich anzurühren, und dieser Stahl soll deine Brust durchbohren, und der Geist meines Oheims wird mir die Hand dazu führen!“

Aufschreiend floh Anna aus dem Zimmer. Für sie stand es fest, das Fräulein war verrückt geworden. Thekla aber probierte rasch noch die Amalienszene aus den Räubern zu Ende, dann ging sie hinüber, denn sie war recht hungrig.

Am Nachmittag kündigte das Hausmädchen. Erstaunt fragte Frau Renz nach dem Grunde. Zitternd berichtete Anna, daß das Fräulein mit der Papierschere auf sie losgegangen wäre und Bösewicht zu ihr gesagt habe. Da wurde Thekla verhört. Als die Mutter den Zusammenhang erfuhr, wurde es Thekla ganz energisch untersagt, diesen Unsinn weiter zu treiben. Sie solle lieber andere Dinge lernen. Das war ein neuer Schlag für das junge Mädchen. Von jetzt an konnte sie ihre Studien nur noch ganz heimlich betreiben. Am sichersten war man bei Juliane. Dort probten die beiden Backfische nach Herzenslust allerlei Liebeszenen. Juliane

hatte sich schließlich doch noch bereit erklärt, den Romeo auswendig zu lernen, und so wurde häufig Romeo und Julia geprobt, denn es blieb doch nun einmal das Lieblingsstück der beiden.

An einem Sonntagnachmittag, als Herr und Frau Heidemann ausgegangen waren, schickte Juliane zu der Freundin mit der Bitte, sie möchte zu ihr kommen, sie wollten heute den Romeo mit Dekorationen proben. Thekla war natürlich sofort bereit. Das war schon lange ihr Wunsch, und so konnte sie gar nicht rasch genug zu Heidemanns kommen.

In ihrem Zimmer hatte Juliane bereits alles vorbereitet. Auf der Waschkommode stand ein Stuhl, davor ein Ofenschirm. Die Schubkästen der Kommode waren etwas herausgezogen. Fragend schaute Thekla auf Juliane.

„Wir wollen die Baltonszene probieren,“ erklärte Juliane. „Das da oben,“ sie wies auf den Stuhl, „ist dein Balkon, der Ofenschirm die Brüstung, über die du dich neigst. Ich stehe hier unten und komme dann schließlich auf den Schubkästen zu dir heraufgeklettert.“

Thekla klatschte voller Entzücken in die Hände. Das war ja glänzend. Schade, daß man nicht auch die nötigen Kostüme dazu hatte.

„Zieh dir mein Nachthemd über,“ riet Juliane. „Julia ist ja auch im weißen Gewande.“

„Und du?“

Juliane riß die rote Samtdecke vom Tisch. „Das ist mein Mantel. Nun frieche hinauf, es geht los!“

Thekla turnte empor, und nun begann die Szene mit allem Stöhnen und Ächzen. So viel war auf dem Theater noch niemals zusammengeseufzt worden wie hier. Aber sie waren noch nicht bei der Hälfte angelangt, da hörte der weibliche Romeo die Stimme der Mutter. Die Eltern waren zeitiger von ihrem Ausgange zurückgekehrt. Ganz entsetzt hielt das junge Mädchen mitten im Saße inne.

„Sie kommen hierher. Schnell, komm herunter und zieh das Nachthemd aus!“

Mit einem Satz sprang Thekla herab. Aber, o Unglück, sie riß den Stuhl um, der schlug mit einem Bein in den Spiegel, so daß die Scherben flogen. Der Ofenschirm polterte zu Boden. Sie stolperte noch über die herausgezogenen Kästen und lag mit gellendem Aufschrei am Boden. Die Thür wurde aufgerissen, die entsetzte Frau Heidemann eilte ins Zimmer.

„Was ist denn hier los?“

Thekla weinte jämmerlich. Sie hatte sich das ganze Gesicht zerschunden. Das Blut lief ihr aus der Nase, das rechte Bein schmerzte, sie vermochte sich kaum zu erheben. Erst auf energische Fragen der Mutter gestand Juliane, welch tragischen Abschluß die Balconszene genommen habe. Frau Heidemann war nicht gerade entzückt. Der Spiegel war entzwei, der Ofenschirm arg

beschädigt. Dazu galt es noch, der jammernden Thekla zu helfen, die schrecklich zeterte:

„Ich glaube, ich habe mir das Bein gebrochen.“

Nach näherer Untersuchung stellte es sich heraus, daß nur eine Sehnenzerrung vorlag, die wahrscheinlich ein längeres Liegen notwendig machen würde.

Im Wagen wurde sie heimgefahren. Ganz kleinlaut berichtete sie der Mutter, daß sie als Julia vom Balkon abgestürzt sei. —

Damit hatten vorläufig die dramatischen Übungen ein Ende gefunden. Wohl verlangte Thekla allerlei dramatische Werke auf ihr Schmerzenslager, um sich weiter zu bilden; aber man gab sie ihr nicht. Die Mutter drückte ihr vielmehr die Kunstgeschichte in die Hand und verlangte, sie solle nachholen, was sie in den letzten Wochen versäumt hätte. Thekla aber war doppelt unglücklich, daß sie nun auch Dalossi nicht mehr sehen konnte, der noch in mehreren Rollen auftrat.

Nach vierzehn Tagen zwang sie sich, den heftigen Schmerz verbeißend, aufzustehen, um dem Abschiedsgastspiel Dalossis beizuwohnen. Sie wollte den Künstler noch einmal als Romeo bewundern.

Wieder spielte sich das gleiche ab wie damals. Vor dem Bühnenausgang stauten sich nach Schluß der Vorstellung die jungen Mädchen, die Dalossi zum Abschied noch einmal die Hand drücken wollten. Der Künstler war in glänzendster Laune, er gab auf alle Fragen

Antwort, nahm dankend die zahlreichen Blumensträuße entgegen und versprach, bald wiederzukommen.

„Wohin gehen Sie denn jetzt?“ fragte ein neugieriger Badfisch.

„Ein Weilchen nach Hamburg, und im Sommer tue ich nichts. Da ruhe ich mich aus. Ich gehe an die See.“

„An die See?“ fragte der Chor. „Wohin denn?“

Der Künstler lachte. „Wollen Sie etwa alle hinkommen, meine Damen? Da wird ja Swinemünde überfüllt werden.“

Thekla, die natürlich auch unter der Schar stand, hätte beinahe vor Freude aufgeschrien. In Swinemünde wohnte eine Tante, die schon mehrfach bei den Eltern angefragt hatte, ob man ihr nicht die junge Nichte während des Sommers für einige Zeit hinschicken wolle. Da aber Thekla bisher immer mit den Eltern gereist war und niemals Lust verspürt hatte, ohne sie nach Swinemünde zu fahren, so war diese Reise stets unterblieben. Die Tante war ein altes Fräulein, das immer an geschwollenen Füßen litt und zu Partien oder Spaziergängen nicht zu brauchen war. Um aber mit der alten Dame nur im Strandkorbe zu sitzen, dazu verspürte das junge Mädchen gar keine Lust. Nun war das mit einem Male anders. Wenn Dalossi nach Swinemünde fuhr, dann ging sie natürlich auch hin. Sie wollte die Eltern herzlich bitten, ihr die Reise zu erlauben.

Auf dem Heimwege schwärmte sie Juliane immerfort von dieser Reise vor, und die Freundin war ganz gedrückt.

„Du hast es gut, Thekla, aber was mache ich?“

„Du kommst mit,“ entschied diese. „Ich werde der Tante schreiben, daß ich eine Freundin habe, die ich nicht verlassen will. Die Tante hat viel Platz in ihrem Hause. Du bleibst bei mir.“

Juliane glühte vor Freude. „Ach, Thekla, wenn das gelingen würde! Wenn wir gemeinsam nach Swinemünde reisen könnten, würden wir ihn täglich sehen und sehr glücklich sein.“

„Und wir könnten weiter unsere dramatischen Studien betreiben. O, es wäre entzückend!“ — —

Der Frühling kam ins Land. Thekla wechselte mit der Tante eifrig Briefe, und die Folge davon war, daß Fräulein Schmitz Mitte Mai an die Eltern einen langen Brief schrieb und ihre alljährliche Bitte wiederholte. Da Thekla bereits vorher mehrfach den Wunsch geäußert hatte, einmal die See kennenzulernen, wurde man sich bald einig, zumal der Arzt der Mutter eine Kur verordnet hatte, die sie für mehrere Wochen vom Hause fernhielt. Man fand es sehr liebenswürdig von der Tante, daß sie Thekla aufforderte, sich eine Altersgenossin mitzubringen, damit es ihr nicht zu einsam werde.

Auch die Eltern Julianens willigten ein. Man wußte

die Tochter in guter Hut, denn Fräulein Schmitz, die Schwester von Frau Renz, war Heidemanns bekannt. So begann man in beiden Häusern mit den Reisevorbereitungen, und Thekla und Juliane konnten es kaum erwarten, bis sie endlich in den ersten Tagen des Juli nach Swinemünde abreisten.

Die beiden jungen Mädchen wurden von Fräulein Schmitz herzlich aufgenommen. Eine jede von ihnen bekam ein hübsches Zimmerchen mit der Aussicht nach der See. Thekla und Juliane waren überglücklich. Fürs erste war der Schauspieler ganz vergessen. Aber als sie dann eines Tages an der Seebrücke und an den Säulen Theaterzettel kleben sahen, da fiel ihnen ihr Romeo wieder ein. Auftreten würde er hier wohl nicht? Sie studierten den Zettel. Es waren lauter unbekannte Namen. Vielleicht konnte ihnen die Tante Auskunft darüber geben, ob Dalossi alljährlich hier spielte und ob er hier ebenso verehrt wurde wie in der Heimat. Die aber lachte.

„Das angekündigte Theater ist unseres Badeortes gar nicht würdig. Das ist eine ganz entsetzliche Schmiere, zu der die Badegäste nur gehen, wenn sie einmal lachen wollen. Wartet die Hochsaison ab, dann bekommen wir bessere Künstler her.“

„Kommt dann auch Herr Dalossi?“

„Nein, der kommt nun gerade nicht. Aber andere gute Kräfte.“



„Sie kommen hierher. Schnell, komm herunter!“

Jetzt fiel es den jungen Mädchen auch wieder ein, daß Dalossi geäußert hatte, er wolle sich während des Sommers ausruhen.

„Er kommt nur als Badegast her,“ sagte Thekla. „Wir müssen die Kurliste genau nachsehen, um zu wissen, wo er wohnt.“

Gesagt — getan. Aber es war keine leichte Arbeit. Dalossi war nicht zu finden.

„Er wird erst zur Hochsaison kommen,“ trösteten sich die beiden Badfischn.

Trotzdem widmeten sie der Theatergesellschaft auch ihr Interesse. Sie lasen die Theaterzettel eingehend durch. Da wurde der „Trompeter von Säckingen“ gegeben, dann die „Anneliese“, ferner Stücke, von denen sie noch nie etwas gehört hatten. Sie kannten weder den „Schusterbaron“, noch „Die verheirateten Junggesellen“ oder „O, dieses Baderleben“, und je öfter sie die Anschlagzettel lasen, um so größer wurde in ihnen das Verlangen, doch noch zur Bühne zu gehen, denn die Venolino hatte doch gesagt, daß beide Mädchen ein so großes Talent besäßen.

Ob man sich wohl einmal eine solche Vorstellung anschah? Ob man vielleicht versuchte, den Direktor kennenzulernen? Ob man sich von ihm prüfen ließ? Vielleicht bemerkte der erfahrene Fachmann sofort, daß hier zwei Genies vor ihm standen.

„Was meinst du, Juliane, wenn wir ihm die Balkon-

szene vorsprächen. Vielleicht engagiert er uns. Es wäre dann wenigstens ein Anfang gemacht, und von hier aus würde der Weg schnell zum Ruhme führen.“

„Ach ja,“ seufzte Juliane. „Vielleicht sieht uns dann Dalossi spielen. Vielleicht drängt er dann das Staatstheater solange, bis es uns engagiert!“

Die beiden Badfische beschlossen, in den nächsten Tagen einmal den Direktor aufzusuchen. Hoffentlich empfing er sie. Dann wollten sie ihn bitten, sie etwas sprechen zu lassen und sie vielleicht zu engagieren. Ganz Swinemünde und bald auch die ganze Welt würde staunen über solche Talente.

„Er muß Romeo und Julia geben. Ich spiele die Julia.“

„Nein,“ wehrte Juliane, „er muß den Carlos geben, oder er muß den Romeo geben, und ich spiele die Julia.“

„Du hast gar nicht das Organ für die Julia. Du kannst wohl ein Gretchen spielen, hat die Benolino gesagt, aber keine Julia.“

Juliane rümpfte verächtlich die Nase. „Ich habe es schon immer gefühlt. Dir fehlt die Innigkeit der Sprache, der Zauber der Persönlichkeit. In dich würde sich kein Romeo verlieben.“

„Das werden wir ja sehen,“ gab Thekla zurück. „Ich gehe schon in den nächsten Tagen zu dem Direktor des

50

Stadttheaters. Der soll entscheiden. Du hast ja kein Urteil in dergleichen Sachen.“

Verstimmt gingen die beiden Freundinnen auseinander. Aber am nächsten Morgen war ihr Zorn ver-
raucht, sie beschloßen, heute einen weiteren Spazier-
gang in den Wald zu machen, um dort eine Vorprobe
abzuhalten.

„Wir wollen uns rechte Mühe geben, dann wird uns
Direktor Merling schon engagieren.“

Es dauerte kaum eine Viertelstunde, da waren die
beiden Wandernden dem regen Badeleben entflohen.
In dem ausgedehnten Walde begegnete man nur selten
einigen Sommergästen, und als Thella und Juliane
noch ein Vierteltündchen weiter gelaufen waren, sahen
sie sich ganz allein. Thella blieb stehen.

„Hier ist ein geeigneter Platz. So eine Art Frei-
lichtbühne. Hier können wir unser Genie sprechen
lassen.“

Man wurde sich im Anfang nicht recht einig. Thella
wollte natürlich die Julia zitieren, Juliane aber wei-
gerte sich, den Romeo zu sprechen.

„Ich bin doch kein Mann. Wir müssen doch eine
Szene wählen, in der wir beide zur Geltung kommen.“

Man überlegte hin und her. In den meisten Fällen
hatten die beiden Mädchen die gleichen Rollen studiert.
Es fand sich nichts, was paßte. Endlich hatte man
doch einen Ausweg gefunden. Man wählte die Szene

zwischen Luise und Lady Milford, aus dem vierten Akt von „Kabale und Liebe“. Juliane, die die Rolle der Lady gelernt hatte, setzte sich majestätisch auf den grünen Waldboden nieder, und Thekla trat als Luise besidehen vor sie hin.

„Gnädige Frau, ich erwarte Ihre Befehle.“

Erst sprach man ganz gemäßigt, aber je mehr man sich dem Ende der Szene näherte, um so lauter schrien die beiden Kunstnovizen. Mit rollenden Augen und einer Stimme, die häufig überschnappte, brüllte Juliane ihrer Nebenbuhlerin ins Gesicht: „Mädchen, du wirst mich nicht überlisten. So warm sprechen Meinungen nicht.“

Und die von Schiller so sanft gezeichnete Luise, die der Lady mit edlem Stolz ihre Antworten erteilt, wurde von Thekla in ein ganz neues Gewand gehüllt. Sie schrie und tobte entsetzlich, und auch die Lady Milford wurde immer mehr zur Furie. In der Ekstase riß sie sich die Bernsteinkette vom Halse. Die Perlen kollerten auf dem Waldboden herum.

„Ich will diesen Schmuck verkaufen! Dein sei alles, aber entlasse ihm!“

Am Schluß der Szene stürzte Luise mit dem gräßlichen Schrei: „Ich kann mir nicht anders helfen!“ davon.

Man war am Ende. Hochauf atmeten die beiden

jungen Mädchen, und fast gleichzeitig tönte es aus ihrem Munde: „Das haben wir glänzend gemacht.“

Im gleichen Augenblick erscholl lebhaftes Händeklatschen, Stimmen wurden laut, und hinter der kleinen Anhöhe hervor kamen mehrere Herren und Damen, noch immer lebhaft applaudierend.

„Großartig, großartig, meine Damen! Uns gruselt jetzt noch. Sie verjagen ja sämtliche Mücken und Ameisen im Walde. Wir haben wohl die Ehre, zwei jener hervorragenden Künstlerinnen der Schmiere — o pardon, der Theatergesellschaft Merling vor uns zu sehen.“

Juliane und Thekla waren überglücklich. Diese Menschen hielten sie für Künstlerinnen. O, wie gut mußten sie ihre Sache gemacht haben! Nun stand es bei ihnen felsenfest, sie waren für das Theater bestimmt. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Thekla machte einen niedlichen Knids.

„Es freut uns, daß wir die Herrschaften durch unser Spiel ergriffen haben.“

Einer der jungen Herren machte eine tiefe Verbeugung. „Vielleicht haben wir die Ehre, noch etwas zu hören. Es wäre ein großer Genuß für uns alle. Nicht wahr, meine Herrschaften?“

Vielftimmiges Gelächter erfolgte. „Ach, komm doch fort, Robert. Das ist ja langweilig,“ sagte eine der Damen.

Thekla war empört. „Wir sind nicht gewillt,“ sagte sie schnippisch, „unsere Kunst vor Banaußen zu zeigen.“

Die Gesellschaft lachte noch stärker. Juliane fühlte sich bedrückt. Sie merkte, daß man sie verspottete. Verstohlen zupfte sie die Freundin am Kleide. „Komm, wir wollen fortgehen.“

Diese wandte sich hoheitsvoll an die Gesellschaft, sie wollte noch weiter die Künstlerin spielen. „Ich habe nicht die Absicht, Ihnen weitere Proben meines Talentes zu geben. Mein Organ verlangt nun Schonung. Leben Sie wohl.“

Sie grüßte mit leichtem Neigen des Kopfes, die Herren aber schwenkten laut lachend die Hüte: „Es wäre am besten, Sie schonten Ihr Organ überhaupt und würden gar nicht mehr auf der Bühne erscheinen,“ rief einer ihr nach.

Thekla schob ihren Arm unter den der Freundin und rief noch einmal zurück: „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen!“ Dann gingen sie eilends davon.

Auf dem Heimwege sprach Thekla von ihren Plänen. Gleich morgen wollte man zu Direktor Merling gehen. Er mußte ihnen Gelegenheit geben, öffentlich aufzutreten.

„Aber was werden die Eltern dazu sagen!“ wehrte Juliane.

Da wurde Thekla auch ein wenig kleinlaut. „Ach, die Eltern wollen doch nur immer unser Bestes. Wenn sie sehen, daß es unser Lebensglück ist, geben sie sicherlich nach.“

„Ob wir nicht lieber erst bei ihnen anfragen?“

Thekla sah die Freundin verächtlich an. „Du bist ein Waschlappen! Der Weg zur Bühne ist ein Dornenpfad. Man muß sich durchsetzen. Sagt Herr Direktor Merling, daß wir kein Talent haben, so fargen wir mit blutendem Herzen unsere Wünsche wieder ein. Zeigt es sich aber, daß wir die Auserwählten sind, so werden auch die Eltern nichts mehr dagegen haben. Wir gehen also morgen zu Merling.“

„Wir haben doch aber keine Bühnentoiletten.“

„Die wird uns Merling schon liefern. Für die modernen Stücke haben wir ja unsere Kleider, und die klassische Garderobe hat er. Wenn er einen ‚Trompeter von Säckingen‘ gibt, kann er auch den Romeo geben,“ meinte Thekla zuversichtlich.

Aber Juliane machte noch allerhand Einwendungen. Ihr war nicht recht wohl zumute. Was würden die Eltern sagen, wenn sie erfuhren, daß die Tochter hier in Swinemünde öffentlich aufgetreten war! Sie wollte sie gewiß nicht betrüben. Aber schließlich hatte Thekla ja recht. Man konnte es einmal versuchen. Gelang es nicht, so hörte man eben damit auf. Natürlich war es nötig, sich einen recht hochtönenden Namen zu geben.

Das gehörte zur Bühnenlaufbahn. Er mußte recht ausländisch klingen. Man überlegte hin und her.

„Wir müssen einen ähnlichen Namen haben wie BernharDO Dalossi. Ich denke, ich nenne mich Bernhardine Carossi.“

„Und ich Bernde Labossi.“

Aber dann erschien es beiden Freundinnen doch nicht ratsam, so ähnliche Namen zu wählen. Da aber keine recht nachgeben wollte, entschied man sich endlich zur Teilung. Thekla beschloß, auf der Bühne als Thekla Bernhardini zu wirken, Juliane wählte den Namen Julia Labossi.

Den ganzen Tag über erzählten sie von ihren Erfolgen. Ach, wenn sie nur erst einmal aufgetreten wären! Meinetwegen hier in Swinemünde. Hier gab es jetzt doch auch ein sehr elegantes Publikum. O, man würde sie gewiß auf Händen tragen, wahrscheinlich würde auch hier der Bühnenausgang besetzt sein, Rosensträuße — schwärmerische Briefe — man bat um Bilder, um Unterschriften, — ach, es würde köstlich sein.

Am nächsten Morgen, als man mit der Tante am Frühstückstisch saß, fragte Thekla nach dem Theaterdirektor.

„Wollt ihr ins Theater?“ forschte Fräulein Schmitz.

„Wir hätten gern gewußt, wo eigentlich das Theater ist.“

Die Tante lachte. „Ihr müßt euch keinen großartigen Bau vorstellen. Die Truppe spielt unten im Ort in einem Gasthause auf einer ganz kleinen Bühne.“

„Sind denn die Künstler damit zufrieden?“

„Nun, Künstler sind es gerade nicht, die der Direktor bei sich hat. Es ist eben eine ganz böse Schmiere, die man sich einmal ansieht, dann aber hat man genug davon. Wenn ihr wollt, so könnt ihr ja 'mal hingehen, aber gefallen wird es euch sicher nicht.“

Als die jungen Mädchen wieder allein waren, schaute Juliane zögernd auf Thekla. „Wollen wir es lieber lassen? Wenn es doch nichts Vernünftiges ist —“

Aber Thekla wurde beinahe ärgerlich. „Wir gehen heute hin. Die Tante ist ja zwar ein sehr lieber und guter Mensch, aber von der Bühne und ihrem Leben weiß sie nicht viel. Und wenn die Sache wirklich auch nicht ganz erstklassig ist, das macht nichts. Ich hab' schon oft gelesen, daß gerade unsere ersten und allerbesten Künstler auf kleinen Theatern angefangen haben. Dann ist ihr Ruhm bald in alle Welt hinausgeschallt, und so wird es uns auch ergehen. Bedenke doch, Dalossi muß jeden Tag hier eintreffen, er sieht uns spielen, und unser Glück ist gemacht.“

„Vielleicht wäre es besser, wir sehen uns erst einmal eine Vorstellung an,“ meinte Juliane. Aber Thekla erklärte, wenn die Freundin noch länger zögere, dann ginge sie ganz allein zu Merling, dann würde sie die

Vorbeeren pflücken. So gab denn Juliane klein bei, und beide machten sich fertig, um den Direktor entweder im Theater oder in seiner Wohnung aufzusuchen, um eine Probe ihres Talentes zu geben.

Sie hatten sich die besten weißen Kleider angezogen und sahen mit ihren blumengeschmückten Hüten sehr niedlich aus. Arm in Arm wanderten sie in die Stadt und fragten nach dem Gasthaus „Zum Goldenen Hahn“. Als sie endlich vor dem kleinen, einstöckigen Bau standen, der gar kein gefälliges Aussehen hatte, schaute Thekla doch etwas betreten zur Erde.

„Ist das ein Theater?“ fragte Juliane. Ihr war ganz weinerlich zumute.

„Innen wird es schon besser aussehen,“ tröstete Thekla. „Treten wir ein.“

Zögernd betraten sie den Flur und gingen in die Gaststube. Hinter dem Schenktisch stand eine Frau, die Biergläser abwusch. Thekla grüßte und fragte, ob es wohl möglich wäre, den Herrn Direktor einen Augenblick zu sprechen.

„Er ist nicht hier. Er kommt erst nachmittag her.“

„Können Sie uns dann vielleicht sagen, wo er wohnt?“

„In der Bahnstraße, in dem kleinen Haus neben dem Kaufmann Gerlach.“

Thekla bedankte sich und zog die ganz verschüchterte Juliane wieder ins Freie.

„Möchten wir nicht lieber umkehren, Thekla?“

„Nein,“ klang es energisch zurück. „Wir gehen jetzt. Unsere Zukunft und unser Glück stehen auf dem Spiel.“

Endlich war die Straße gefunden und auch das Haus. War es möglich? In diesem alten, häßlichen Hause wohnte ein Künstler, der wahrscheinlich schon Könige und Kaiser dargestellt hatte? Der sich vielleicht an jedem Abend eine Krone aufs Haupt setzte? Der über Länder und Völker herrschte? Den ganz Erwinemünde bewunderte?

Die Treppe, die zu dem ersten Stockwerk führte, war schmal. Die beiden jungen Mädchen hielten sich fest an dem einfachen Holzgeländer, sie fürchteten, die steile Stiege herunterzustürzen.

„Er wohnt sicher nicht hier,“ flüsterte Juliane, „laß uns umkehren.“

Aber Thekla hatte inzwischen die Treppe erklettert und stand nun vor einer kleinen Tür. Mit einem Reißnagel war ein Zettel angebracht, darauf stand mit ungelentfer Schrift: August Merling, Theaterdirektor.

„Komm nur herauf, es ist ganz richtig. Er wohnt hier.“

Da folgte die andere zögernd, und nun las auch sie den Zettel.

Sie standen ein ganzes Weilchen in stummem Schweigen vor der geschlossenen Tür. Dahinter wohnte

er, der Gewaltige. Dort deklamierte er seine Rollen. Ob man ihn wohl gerade beim Studium störte?

Endlich saßte sich Thekla ein Herz und klopfte.

Von innen hörte man schlurrende Schritte, die sich der Tür näherten, dann wurde diese geöffnet, und eine Frau in den mittleren Jahren, der die ungekämmten Haarsträhnen um das Gesicht hingen, streckte den Kopf heraus.

„Guten Tag, was wünschen Sie?“

Wieder war es Thekla, die den Mut fand, zu antworten.

„Wir hätten gern den Herrn Direktor Merling gesprochen.“

„Wollen Sie Karten zur Vorstellung?“

„Nein, es ist eine private Angelegenheit.“

„Na, dann kommen Sie 'mal 'rein. Mein Mann ist daheim.“

Juliane warf Thekla einen erschrockenen Blick zu. War diese liederlich ausschauende Frau vielleicht die Direktorin? Unmöglich! Man durchschritt ein kleines Vorzimmer, in dem mehrere Kisten standen. Auf dem einen Stuhl lagen Holzleisten und Leinwandlappen. Dann wurden die beiden Mädchen weitergeführt. Sie kamen in das Wohn- und Schlafzimmer des Direktors.

In dem Raum sah es wüst aus. Die beiden Betten, die längs der Wand standen, waren noch ungemacht, auf der Erde spielten drei kleine Kinder in schmutzigen

Kleidern, Kleidungsstücke und Theaterklam lagen auf den Stühlen umher, auf dem Holztisch aber standen Kaffeekanne, Tassen, lag ein Brot, und alles machte einen so unsauberen Eindruck, daß die beiden jungen Mädchen erschrocken an der Thür stehen blieben. Auf dem Bettrande saß ein Mann in Hemdsärmeln. Sein dickes, aufgedunsenes Gesicht war von spärlichen Locken umgeben. Jetzt erhob er sich, griff schnell in einen Kleiderhaufen und zog daraus eine abgeschabte, schwarze Samtjacke hervor. Dann ging er tänzelnd den beiden jungen Mädchen entgegen.

„Was steht zu Diensten, meine Damen?“

Stotternd stieß Thekla hervor: „Wir wollten gern den Herrn Direktor Merling sprechen.“

„Gestatten Sie, meine Damen, daß ich mich vorstelle: Merling, Direktor des Stadttheaters.“

Das kleinste der Kinder fing an zu schreien. „Bist du wohl still,“ fuhr er herum. Dann wandte er sich wieder an die jungen Mädchen.

„Mein Jüngstes, ein Bengel, sage ich Ihnen, mit einem Organ ganz nach dem Vater. Na, Sie hören es ja. Bist du endlich still, Lämmel! Also meine Damen, was steht zu Diensten?“

Juliane zupfte Thekla am Ärmel. Aber diese schüttelte den Kopf, überwand ihren Widerwillen und sagte: „Wir haben beide die Absicht, zum Theater zu gehen, und

wollten fragen, ob wir Talent hätten und vielleicht einmal bei Ihnen auftreten dürften.“

„Aber natürlich dürfen Sie das, natürlich! Meine erste Liebhaberin muß gerade verreisen, da kann ich Ersatz brauchen. Sie können gleich bei der nächsten Vorstellung mitwirken. Es wird eine Sensation! Eine Sensation, sage ich Ihnen! Meine Truppe ist weltbekannt. Wir haben in Groß-Möllendorf, in Kyritz, in Langendorf volle Häuser gehabt, zum Brechen voll! Ich sage Ihnen, meine Truppe ist berühmt. Sie sind wohl Anfängerinnen?“

„Ja,“ flüsterte Thekla.

„Das schadet nichts. Natürlich kann ich Ihnen im Anfange noch keine hohe Gage zahlen, das werden Sie einsehen. Ich muß erst Ihr Talent kennen lernen, dann aber wiege ich Ihre Leistungen mit Gold auf. Also was haben Sie studiert?“

„Die Julia,“ entgegnete Thekla.

„Die Julia in ‚Der Heiratsonkel‘?“

„Nein, in ‚Romeo und Julia‘.“

Der Direktor lachte. „So, so, ich sage Ihnen, mein Fräulein, ich habe einst einen Romeo gespielt, einen Romeo habe ich hingelegt, die Welt hat Kopf gestanden.“

Thekla betrachtete den rundlichen, dicken Mann. Der hatte einen Romeo gespielt? Direktor Merling schien ihre Zweifel zu bemerken.

„Ja, Sie wundern sich wohl? Ich sage Ihnen, eine Leistung war das, phänomenal! Also, Sie wollen spielen. Nun gut, ich werde Ihnen sofort eine Rolle mitgeben. Emma, gib mal das ‚Schneewittchen‘ her. Wollen Sie das ‚Schneewittchen‘ in der Sonntags-Nachmittagsvorstellung spielen?“

Thekla stimmte begeistert zu. „Lieber wäre es mir ja allerdings, wenn ich als Eintrittsrolle die Julia bekommen könnte.“

„Na, meinetwegen. Da geben wir eben in nächster Woche ‚Romeo und Julia‘. Ich muß natürlich die Eintrittspreise erhöhen, denn das kostet noch viel Anstrengung.“

„Haben Sie auch die nötigen Statisten für das Stück?“

Merling lachte. „Natürlich, natürlich. Was denken Sie denn von meiner Truppe! Und Sie, kleines Fräulein, welche Rolle wünschen Sie zu spielen?“

„Ich — ich — ich —“, Juliane fand gar keine Worte. Nein, mit diesem Direktor wollte sie nicht spielen. Thekla war um so mutiger.

„Meine Freundin hat die Elisabeth im ‚Don Carlos‘ und die Lady Milford studiert.“

„Gut, gut, aber vorläufig werden wir Ihrer Freundin einmal eine Rolle im Romeo geben. Ich kenne leider das Stück nicht so genau, um heute schon zu

wissen, was darin vorkommt. Aber so eine Naive wird schon dabei sein.“

„Ich denke, Sie haben den Romeo selbst gespielt?“
forstete Thekla ängstlich.

Merling legte seine Hand mit den runden, fetten Fingern auf die Brust: „Hab' ich auch, hab' ich auch! Aber in diesem Kopfe ruht das Wohl und Wehe von vielen Duzenden von Mitgliedern. Wie ein Vater Sorge ich für meine Kinder. Nicht wahr, Emma, das darf ich wohl sagen. Wie ein Vater. Ich sage Ihnen, meine Damen, bei mir sind Sie geborgen, und ich denke, Sie werden jahrelang bei mir bleiben als die Stützen meiner Truppe.“

„Komm doch fort,“ drängte Juliane.

„Und wann dürfen wir zur Probe kommen?“

Merling überlegte ein Weilchen. „Wir werden also Romeo am nächsten Mittwoch geben. Finden Sie sich Mittwoch früh zur Probe ein.“

Thekla riß entsetzt die Augen auf. „Nur eine Probe?“

„Das genügt, mein Fräulein, geben Sie mir Ihre Adressen, ich bringe Ihnen die Rolle für Ihre Freundin hin.“

Sie wehrte ab. Das ging nicht. Dieser Mann durfte der Tante nicht ins Haus kommen. Sie wollte doch ganz heimlich als Julia auftreten. Daher schlug sie dem Direktor vor, sie werde morgen noch einmal herkommen und die Rolle für Juliane abholen. Nachdem die

beiden jungen Mädchen ihre Adressen und ihre Namen genannt hatten, beschlossen sie, wieder heimzugehen. Merling begleitete sie bis zur Treppe.

„Gleich heute lasse ich ins Blatt setzen, daß Fräulein Thekla Bernhardini, eine erste Künstlerin aus Berlin, zu einem Gastspiel als Tulchen gewonnen wurde.“

„Als Julia,“ verbesserte Thekla empört.

„So streng nehmen wir es nicht. Man muß auf das Publikum Rücksicht nehmen und ihm die Sache etwas schmachhaft machen. Also morgen, meine Damen, habe ich den Vorzug, Sie wieder hier zu sehen.“

Wortlos kletterten die beiden Mädchen die steile Stiege hinab. Stumm gingen sie die Straße entlang, und erst, als sie vor der Villa der Tante standen, blieb Juliane stehen.

„Nein, Thekla, das ist nichts für uns. Wir wollen doch lieber nicht mitspielen.“

„Doch, wollen wir! Ich trete auf. Gleich heute werde ich noch einmal die Julia repetieren.“

Obwohl Juliane noch mehrfach Einwände hervorbrachte, wußte Thekla sie doch zu überzeugen, aber am anderen Morgen weigerte sie sich, mit der Freundin wieder zu Merling zu gehen.

„Bringe mir nur die Rolle mit. In der Stube hat es so fürchterlich gerochen. Ich mag dort nicht wieder hin.“

So wanderte Thekla abermals zu Merling. Er empfing sie wieder mit hochtönenden Worten und drückte ihr ein Reclamheft in die Hand.

„Das Stück macht allerdings viele Schwierigkeiten, mein liebes Fräulein. Aber Ihnen zuliebe will ich es aufführen. Unser Herr Schulze spielt den Romeo. Ich sage Ihnen, ein Talent, ein Genie, Sie werden pass sein. Für Ihre Freundin habe ich den Balthasar bestimmt.“

„Das ist doch eine Männerrolle?“

„O, nicht doch! Das ist ein Page. Sie bekommt meine Ritterstiefeln und einen langen Mantel um. Wenn sie aber nicht will, kann sie auch die Amme spielen.“

Da war Thekla ganz still geworden. Das durfte sie Juliane erst gar nicht sagen. Seit wann spielte denn eine Schauspielerin die Rolle eines Mannes? Merling scherzte wohl nur.

„Das ist doch Ihr Ernst nicht?“ begann sie zögernd.

Merling sah ihr Staunen und lenkte ein. „Sie haben ganz recht, mein Fräulein. Für Ihre Freundin dachte ich mir die Gräfin Capulet.“

Er sprach das Wort französisch aus. Thekla wagte zu bemerken, daß das Stück in Italien und nicht in Frankreich spiele. Aber Merling verstand nicht recht, was sie meinte, und hatte für alle Namen seine eigene Aussprache. Thekla wurde es immer unbehaglicher.

„Haben Sie denn die nötigen klassischen Kostüme? Auch für mich?“

„Für Sie? Die Damen schaffen sich die Kostüme selbst.“

„Ich habe aber keine.“

Merling überlegte einen Augenblick. „Das ist ja eigentlich schlimm. Da hätten wir den Romeo gar nicht spielen sollen. Nun aber habe ich das Inserat bereits bestellt. Da wird Ihnen fürs erste meine Frau aus-
helfen. Emma, du leihst dem Fräulein dein grünes Samtkleid, das genügt fürs erste.“

„Aber ich brauche doch ein weißes Gewand und dann einen Mantel.“

„Das alles wird meine Frau schon besorgen. Wir haben ja erst kürzlich den ‚Trompeter‘ gespielt. Das ist ja ungefähr die gleiche Tracht.“

Thekla war es ganz wirr im Kopfe. Sie kannte den „Trompeter von Säckingen“ zwar nicht. Aber so viel wußte sie doch, daß es sich hier um altdeutsche Garde-robe handelte. Wie konnte man denn „Romeo und Julia“ in dieser Tracht spielen!

Wieder beruhigte sie Merling. „Lassen Sie das alles nur meine Sorge sein, mein Fräulein. Sie werden staunen. Haben Sie die Kisten draußen gesehen? Das ist der Fundus. Elf solcher Kisten habe ich. Degen, Rittersiefel, Trifots, Spitzenrüschen, wallende Mäntel. Alles

ist da! Sie werden starr sein. Ich werde das Publikum besonders auf die großartige Ausstattung aufmerksam machen. Und nun auf Wiedersehen, mein Fräulein, am Mittwoch.“

Er hielt ihr die fleischige Rechte hin, in die Thekla zögernd einschlug.

„Also halten Sie die Ohren steif, Fräulein Bernhardini. Ihre Zukunft steht auf dem Spiel.“

Sehr gedrückt ging sie heim. Es machte ihr plötzlich gar keine Freude mehr, an ihr erstes Auftreten zu denken. Was sie jetzt von Merling gesehen und gehört hatte, entsprach ihren Erwartungen nicht. Sie hatte sich alles ganz anders gedacht. Nur eine einzige Probe? Wie war das überhaupt möglich? Sie tröstete sich mit Gewalt. Wahrscheinlich war das Stück schon vorbereitet, daß nur die eine Probe nötig war. Merling glaubte gewiß, daß auch sie die Julia schon mehrfach gespielt habe.

Nur sich nicht abbringen lassen von diesem Plan. Mit reger Beredsamkeit drängte sie Juliane die Rolle der Gräfin Capulet auf. Diese war entrüstet.

„Die alte Frau soll ich spielen? Deine Mutter? Fällt mir gar nicht ein.“

So sehr Thekla auch redete und schließlich bat, Juliane weigerte sich, steckte das Buch in ein Kuvert und sandte es noch am selben Tage an Direktor Merling zurück. Sie schrieb dazu nur wenige Zeilen:

„Ich habe den Gedanken, zur Bühne zu gehen, aufgegeben und sende Ihnen daher die Rolle zurück.

Hochachtungsvoll Julia Laboffi.“

Thekla war außer sich, als sie davon erfuhr. „Was soll der arme Direktor machen, wenn du ihm solche Streiche spielst. Wo soll er denn jetzt eine Gräfin hernehmen?“

„Er ist ja der Vater von mehreren Dutzenden von Künstlern. Das hat er ja selbst gesagt. Da soll er eine von denen nehmen.“

Es war nicht ausgeschlossen, daß damit ihr ganzes Gastspiel zunichte wurde. All ihre freie Zeit benutzte sie zum Lernen der Rolle. Wo sie ging und stand, deklamierte sie die Julia. Je näher der Mittwoch rückte, um so aufgeregter wurde Thekla, und auch Juliane fing an zu bereuen, daß sie nicht doch die Rolle der Gräfin übernommen hatte. Aber jetzt war ein anderer Entschluß nicht mehr möglich, und so verschloß sie ihre Verzweiflung tief in ihrem Herzen. Natürlich würde sie die Vorstellung besuchen und würde, wenn Merling tatsächlich etwas Gutes leistete, ihn um Verzeihung bitten und auch einmal auftreten.

Der Mittwoch kam. Voller Erwartung und Unruhe begab sich Thekla zum „Goldenen Hahn“. Pünktlich um zehn Uhr war sie da und erblickte jetzt zum ersten Male die kleine Bühne. Barmherzigkeit! Wie sollte da wohl

Romeo und Julia gespielt werden! Sie sah sich um. Von den Schauspielern war noch niemand anwesend. Endlich kam Merling mit seiner Frau, die das jüngste Kind auf dem Arme trug. Er begrüßte sie herzlich.

„Haben Sie schon gelesen? Ihren Namen habe ich fett gedruckt auf den Zettel gesetzt. Der Vorverkauf geht gut. Besonders der Sperrsiß ist fast ausverkauft.“

Theklas Wangen brannten. Sie konnte ihre Erregung kaum meistern. Merling fing darauf an, Tische und Stühle, die auf der Bühne standen, fortzutragen, er selbst ließ die Dekoration herab, die einen Wald vorstellte. Thekla schlug das Herz bis zum Halse. Ihr war ordentlich elend zumute. Immer wieder murmelte sie vor sich hin:

„Auf dieser Bühne kann man doch nicht ‚Romeo und Julia‘ spielen.“

Dann kamen die anderen Mitglieder. Ein alter Mann und eine alte Frau. Beide schon von den Jahren gebückt. Dann zwei recht heruntergekommen aussehende Damen und zwei Jünglinge. Mehr nicht.

„Wir wollen anfangen,“ entschied jetzt der Direktor. Er machte Thekla bekannt, und nun sah sie zum ersten Male ihren Partner, Herrn Schulze. Als er zu reden anhub, bemerkte sie mit Entsetzen, daß ihm ein Vorderzahn fehlte und daß er stark mit der Zunge anstieß. Sie war dem Weinen nahe. Das sollte ihr Romeo sein?

Merling hatte inzwischen in die Hände geklatscht und schrie: „Anfangen! Anfangen!“

Die eine der jungen Damen trat auf die Bühne und sprach in die Kulisse die Worte des Prinzen, der den Aufruhr, der sich bei anderen Theatern auf offener Bühne abspielt, schlichten wollte. Thekla war dem Umsinken nahe. Und je mehr sie von dem Anfang hörte, um so deutlicher wurde ihr klar, daß sie es hier mit einer Schmiere schlimmster Sorte zu tun hatte. Die Dame spielte den Prinzen, Schulze zischelte den Romeo, der Direktor aber sprach drei und vier Rollen zusammen, trat bald als Benvolio, bald als Graf Capulet auf. Es war entsetzlich.

Dann endlich kam die dritte Szene, die das Auftreten der Julia brachte. Die Frau Direktor war die Gräfin, das alte Mütterchen spielte die Amme. Die Direktorin probte mit dem Kinde auf dem Arm, und wenn der kleine Erdenbürger schrie, beruhigte sie ihn mitten in der Rolle. Sie konnte kein Wort. Ihr Mann stand in der Kulisse, schrie ihr jede Zeile vor, und sie sprach sie nach.

Thekla würgte mit Anstrengung ihre Rolle hervor. Immer wieder gab es Pausen, denn bald hier, bald dort hatte der Direktor Zeilen fortgestrichen, die, wie er sagte, gänzlich überflüssig seien. Als ihre erste Szene endlich vorüber war, wurde es noch ärger. Die kommende Szene fehlte ganz, das Fest beim Grafen

Capulet war nicht wiederzuerkennen. Man hatte eigentlich nur dem Romeo und der Julia die Zwiesprache gelassen. Das aber war zu viel für Thekla. Nach dem ersten Akt trat sie an Merling heran und meinte, was man hier spiele, das sei ja ganz etwas anderes, als es Shakespeare geschrieben habe. Er beruhigte sie und vertröstete sie auf die kommende Balkonszene.

Die setzte allem die Krone auf. Merling ordnete an, daß Julia aus der Kulisse aus einem Fenster herauschaute und Romeo unter diesem Fenster ihr seine Liebesworte zuflüsterte. Aber Romeo hatte natürlich auch nicht gelernt und wandelte die schönen Shakespeareverse in Prosa um. Verzweiflungsvoll überlegte Thekla, ob es nicht am besten sei, einfach davonzulaufen. Ganz gebrochen zog sie sich nach der Liebeszene in einen anstoßenden Raum zurück und weinte sich dort aus.

Auf der Bühne ging indessen das Drama weiter. Julia wollte nicht mehr hören, was man draußen trieb. Ihre kommende Szene mit der Amme fiel ganz weg. Dann kam ihr großer Monolog. Und nun nahm sie alle Kraft zusammen. Jetzt wollte sie diesen Menschen einmal zeigen, was wahre Kunst sei, wollte sie mit fortreißen. Aber so sehr sie sich auch Mühe gab, es gelang ihr nicht. Nun fürchtete sie sich beinahe vor den kommenden Akten, und nicht mit Unrecht. Es wurde immer schlimmer. Hatten im Anfang die Schauspieler wenigstens noch eine Ahnung von ihrer Rolle, jetzt wußte

niemand etwas. Sie war die einzige, die gelernt hatte. Es wäre ihr ganz gleichgültig gewesen, wenn dieser Trank, den sie zu sich nahm, tatsächlich Gift gewesen wäre, dann brauchte sie heute abend nicht zu spielen, sich nicht mit diesen Menschen zu blamieren. Sie atmete erleichtert auf, als Romeo endlich bei ihr niederkniete und seine letzten Worte sprach. Es war unerträglich. Er versprach sich immerfort, hörte Falsches von dem Souffleur. Sie zuckte geradezu zusammen, als er jetzt fliegend ausrief:

„Amme, nimm die letzte Umarmung!“

Gerechter Himmel, er hatte wieder den Souffleur falsch verstanden, der ihm deutlich zugeflüstert hatte: Augen, blickt euer Letztes, Arme, nehmt die letzte Umarmung!

Noch niemals hatte sie mit so viel leidenschaftlichem Verlangen den Dolch ergriffen wie jetzt. Damit war es zu Ende für sie. Und zum Schluß erschien nur noch der Prinz, der in die Kulisse hinein den beiden nicht vorhandenen Vätern erzählte, welch graufiges Schauspiel sich hier eben abgespielt habe. In die Kulisse hinein streckte er auch seine Hände und sprach die Worte der Väter mit: O Bruder Montague, gib mir die Hand. Und zum Publikum gewandt, sprach die Dame den Schluß, wohl die einzigen zwei Zeilen, die sie fehlerlos konnte: Denn niemals gab es ein so hartes Los als Juliens und ihres Romeos.

Sie erhob sich von dem Stuhl, der ihren Sarg dargestellt hatte. Kein Wort vermochte sie zu sprechen, sie wußte, wenn sie jetzt redete, heulte sie los. Merling aber trat an sie heran und schüttelte ihr die Hand.

„Großartig, mein Fräulein. Passen Sie auf, Sie erregen heute abend Bewunderung. Der erste Lorbeer wird auf Ihr Haupt gedrückt.“

Thekla gab keine Antwort. In ihr war alles wund und weh. Ohne sich von den anderen zu verabschieden, wankte sie davon, lief wie gejagt zum Strande, warf sich an einsamer Stelle in den Sand und weinte, weinte, bis ihre Augen schmerzten. Was sollte sie anfangen? Am liebsten wäre sie in die See gegangen und hätte ihrem verpfuschten Leben ein Ende bereitet. Wutentbrannt ahmte sie den zischelnden Romeo nach: „Amme, nehmt die letzte Umarmung! Esel, alter Idiot!“

Sie wurde immer zorniger. Wenn sie jetzt den Lümmel vor sich gehabt hätte, der von seiner Rolle nichts wußte, sie hätte ihm die Augen ausgekratzt. Dann weinte sie weiter. So lag sie lange im Sande, und endlich fiel es ihr ein, nach der Uhr zu schauen. Sie erschrak. Es war zwei Uhr vorüber. Mein Himmel, was würde die Tante sagen! Wie sollte sie ihr Fernbleiben entschuldigen?

Sie rannte heim. Man war bereits besorgt gewesen, und voller Glück schloß Fräulein Schmitz die Wieder-gefundene in die Arme.

„Aber, Kind, wo stehst du denn und wie siehst du aus?“

Da schossen ihr auch schon wieder die Tränen aus den Augen. Sie bat und flehte die Tante an, man möge sie nicht fragen. Sie werde es später selbst gestehen. Gräulein Schmitz aber schickte ihr Juliane, weil sie hoffte, daß Thekla der Freundin ihr Leid klagen werde.

Juliane war natürlich entsetzlich neugierig. „War es schön, Thekla? War es erhebend?“

Thekla aber weinte und weinte, denn je mehr Juliane forschte, um so gräßlicher erschien ihr ihr Unglück.

„Ist der Romeo gut? So wie Valossi?“

Da war es mit ihrer Fassung vorbei. Unter heftigem Schluchzen gab sie der Freundin einige Proben der Darstellung, ahmte die Direktorin nach, in deren Reden immer das Schreien des Säuglings klang, die auf offener Bühne sogar das Wurm trocken legte, zischelte dem mit der Zahnlücke behafteten Romeo nach. Piepste den Prinzen und weinte dann weiter.

„Für solch eine Schmiere bist du zu schade, Thekla,“ tröstete Juliane. „Der Mann weiß ja gar nicht, was edle Kunst ist. Nein, deine Julia darfst du hier nicht spielen.“

„Ich kann ihn jetzt doch nicht sitzen lassen. Das Theater soll schon fast ausverkauft sein.“

„Willst du dich öffentlich blamieren?“

„Hilf mir, Juliane, rette mich! Ich sterbe vor Scham

und Verzweiflung, wenn ich heute abend die Julia spielen muß.“

Juliane schlang den Arm um die Freundin.

„Tröste dich, Thekla. Ich weiß einen Ausweg. Du bist meine Freundin. Ich werde dich aus den Klauen dieses Mannes erretten.“

„Was willst du tun, Juliane? Ach, wenn du mich retten könntest, ich würde es dir niemals vergessen.“

Juliane aber tröstete noch einmal und sagte, sie werde in einer Stunde zurück sein, dann sei alles in Ordnung. Darauf ging sie und ließ die noch immer in Tränen aufgelöste Thekla zurück.

Der Mut der Verzweiflung war über sie gekommen. Alle ihre Schüchternheit war von ihr abgefallen, als sie jetzt abermals die steile Treppe zur Wohnung des Direktors Merling emporstieg. Er empfing sie sehr höflich und fragte nach ihrem Begehr. Da dachte Juliane an die weinende Freundin, an deren grenzenlose Verzweiflung, und mit fester, sicherer Stimme erklärte sie, daß ihre Freundin nicht in der Lage sei, bei einer solchen Schmiere mitzuwirken. Da fuhr Merling auf. Es waren nicht gerade freundliche Worte, die an Julianes Ohr schlugen. Er forderte sein Recht und verlangte, daß Thekla ihre Verpflichtungen innehielte.

„Meinen Sie, ich ließe mich von Ihnen zum Narren halten? Fräulein Bernhardini spielt heute abend, oder

ich mache Sie für den Schaden verantwortlich. Das Theater ist fast ausverkauft. Es gibt kein Zurück mehr.“

„Meine Freundin spielt nicht,“ erklärte Juliane.

„Nun gut,“ entgegnete Merling, „so sprechen wir uns vor Gericht.“

Das wirkte. Juliane hätte am liebsten einen Fußfall getan. Sie verlegte sich aufs Bitten. „Meine Freundin ist todkrank, sie hat Fieber, sie ist dem Wahnsinn nahe. Es geht nicht, sie kann nicht spielen. Haben Sie doch Erbarmen. Sie töten Thekla, wenn Sie auf Ihrem Wunsche bestehen bleiben.“

Merling überlegte ein Weilchen. Warum sollte er nicht schließlich noch ein Geschäft machen? Diese elegante junge Dame schien zu den bemittelten Klassen zu gehören. Die konnte vielleicht eine Abstandssumme zahlen. Fräulein Kadow, seine sonstige Liebhaberin, würde gewiß bis heute abend die Julia lernen. Man strich dann einfach das Stück noch etwas zusammen. Es würde schon gehen. Vergleichen Fälle hatte man öfter gehabt und sich immer zu helfen gewußt. So würde es auch heute gehen. Aber das durfte er jetzt der bittenden Juliane nicht sagen. Im Gegenteil, er mußte sie auf den ihm entstehenden Verlust hinweisen.

„Ich werde also klagen,“ begann Merling. „Das einzige Mittel wäre freilich, ich würde im letzten Augenblick anzeigen, daß die Vorstellung nicht stattfinden kann. Dann müßte ich all die Beträge für die

Eintrittskarten zurückgeben. Wenn mir Ihre Freundin diese dreihundert Mark zahlt, will ich mich zufrieden geben, sonst aber gehe ich vor Gericht.“

Juliane war fassungslos. Woher sollte sie diese hohe Summe nehmen? Sie verlegte sich noch einmal aufs Bitten, und zwar so flehentlich und leidenschaftlich, daß Merling einsah, diese jungen Mädchen besaßen doch das geforderte Geld nicht. Aber so ganz ohne Entschädigung wollte er nicht bleiben.

„Es gäbe allerdings noch einen Ausweg. Das aber ist der letzte. Ich könnte mir telegraphisch eine Julia herkommen lassen. Doch solch eine Künstlerin verlangt dann hundert bis hundertfünfzig Mark für das Gastspiel. Wenn mir Ihre Freundin bis heute abend diese hundertfünfzig Mark bringt, will ich zufrieden sein.“

„Hundert,“ flehte Juliane.

„Hundertfünfundzwanzig,“ sagte Merling.

„Hundertzehn,“ schluchzte das junge Mädchen.

„Na, meinetwegen, hundertzehn. Aber in zwei Stunden muß ich das Geld haben.“

So ging Juliane davon, mit sehr schwerem Herzen. Sie besaß etwa dreißig Mark. Thekla mochte nicht mehr haben. Das Geld war aber zum Teil für die Rückreise bestimmt. Wenn man vierter Klasse statt dritter fuhr, dann konnte man allerdings noch etwas absparen. Aber das reichte ja alles noch nicht. In zwei Stunden hundertundzehn Mark. Wo sollten die herkommen?

Aber Thekla mußte gerettet werden. Das stand fest. Juliane dachte hin und her. Der einzige Ausweg blieb Fräulein Schmitz. Sie würde die Not der Freundin der alten Dame entdecken, und Fräulein Schmitz würde gewiß helfen.

Behutsam schlich sie ins Haus. Die Freundin durfte noch nicht wissen, daß sie wieder daheim war, denn sie wollte sie nicht aufs neue in Verzweiflung stürzen. Sie suchte Fräulein Schmitz auf.

Die alte Dame war noch immer in größter Sorge um die weinende Nichte.

„Können Sie mir denn nicht sagen, Tülchen, was ihr fehlt?“

Jetzt fing Juliane mit an zu weinen. „Das Herz wird ihr brechen. Sie leidet an Enttäuschung.“

Fräulein Schmitz wurde immer ängstlicher. „Was für eine Enttäuschung?“

„Ihre Lebenshoffnungen sind zerstört.“

„So reden Sie doch deutlicher, Fräulein Tülchen. Kann ich denn dem armen Kinde nicht helfen? Gibt es kein Mittel?“

Da stieß Juliane unter Schluchzen hervor: „Doch, hundertundzehn Mark!“

Fräulein Schmitz sah die Weinende fassungslos an. „Was ist mit den hundertundzehn Mark?“

Juliane berichtete alles, und sofort eilte Fräulein Schmitz zum Schreibtisch, nahm daraus hastig die

gewünschte Summe und drückte sie Juliane in die Hand. „Da, mein liebes Töchterchen, da ist das Geld. Und nun gehen Sie sogleich hin zu dem Manne und kaufen Sie mir meine Nichte los. Ich aber will sofort zu Thekla, um sie zu trösten.“

Juliane stürzte davon, das Herz war ihr so leicht. Es war, als seien ihr Flügel gewachsen. Sie händigte dem schmunzelnden Merling das Geld aus, aber in der Tür noch rief sie verächtlich:

„Elende Schmiere!“ Dann stürmte sie die schmale Stiege hinab, denn sie hörte oben die schimpfende Stimme des Direktors. Im Dauerlauf ging es heim.

Fräulein Schmitz saß neben Thekla und streichelte immer wieder ihre Hand. Theklas Tränen waren versiegt; und als jetzt Juliane ins Zimmer trat, eilte sie der Freundin entgegen:

„O, Juliane, was hast du für mich getan, das werde ich dir nie vergessen.“

Aufs neue wurde Freundschaft geschworen, ewige Freundschaft.

Als man dann beim Abendessen saß, als die beiden jungen Mädchen schon wieder lachten und scherzten, schlug die Tante vor: „Wollen wir uns nicht die heutige Vorstellung ansehen?“

Thekla schwieg zuerst, aber als Juliane voller Heiterkeit bejahte, da stimmte auch Thekla zu, und eine

halbe Stunde später waren alle drei auf dem Wege zum „Goldenen Hahn“.

Die Vorstellung war schauderhaft. Anfänglich waren die beiden jungen Mädchen entrüstet, aber schließlich stimmten sie in die allgemeine Heiterkeit des Publikums ein. Man belachte die traurigen Stellen, denn aus dem Trauerspiel hatte die Direktion Merling beinahe eine Posse gemacht. Und als Romeo an der Bahre wieder nach der letzten Umarmung der Amme verlangte, da kannte das Gelächter der Zuschauer keine Grenzen.

Auch Thekla hatte überwunden. Sie lachte jetzt so, daß ihr die Tränen aus den Augen rollten, und auf dem Heimweg fiel sie abwechselnd der Tante und dann der Freundin in die Arme.

„Wie froh bin ich, daß ich heute abend nicht da oben stand und ausgelacht wurde.“

„Bist du nun von dem Theaterwahn geheilt, Thekla?“ forschte Gräulein Schmitz.

Das junge Mädchen drückte die Tante an sich. „Ich glaube ja, Tantchen. Es war doch gar zu schrecklich, was ich heute früh erlebte. Es ist schon besser, ich lasse andere da oben stehen und schaue mir die Sache von unten an.“

Als dann acht Tage später Frau Renz nach Swinemünde kam, um die Tochter abzuholen, erfuhr sie von der Schwester alles. Erst war sie empört, aber als ihr

Thella versicherte, daß ihre Theaterleidenschaft gänzlich vorbei sei, war sie doch recht glücklich.

„Es ist gut, daß du am eigenen Leibe erfahren hast, daß der Weg zur Bühne ein Dornenpfad ist, und daß du von diesem Wahn, Schauspielerin zu werden, geheilt bist. Ich hoffe, du wirst von jetzt an meine vernünftige Tochter sein.“

Thella versicherte das unter Tränen. Es war ihr wirklich ernst mit dem Vorsatz, und selbst, als sie wieder in der Hauptstadt weilte und im nächsten Winter Dalossi abermals als Romeo bewunderte, war keine Sehnsucht mehr in ihrem Herzen, selbst auf den Brettern zu stehen.

Helene, die Haustochter

Matlos standen die beiden Freundinnen vor der erregten Helene. Es wollte ihnen nicht gelingen, die Zornige zu beschwichtigen. Immer neue Anschuldigungen drangen von den frischen Mädchenlippen, immer mehr verdunkelten sich die Augen der Sechzehnjährigen, wenn sie daran dachte, wie viel Unrecht und Leid man ihr in letzter Zeit zugefügt hatte.

„An allem ist nur die Stiefmutter schuld,“ rief Helene grimmig. „Seit sie im Hause ist, gibt es für mich keine freie Stunde; sie malt und liest, und ich muß die Arbeit tun. O, ich hasse sie!“

„Aber, Helene,“ rief die blonde Margot empört. „Wie kannst du so etwas sagen! Deine Mutter tut dir doch alles zuliebe, sie — —“

Ein häßliches Lachen klang von Helenes Lippen.

„So? Davon hab’ ich wirklich nichts gemerkt. Ihr dürft Tanzstunde nehmen, ich muß daheim bleiben und Strümpfe stopfen. Das Dienstmädchen hat sie abgeschafft, weil sie meint, ich sei alt genug, um im Haushalte zu helfen.“

„Da du durchaus nicht länger in die Schule gehen wolltest — —“

„Hätte ich gewußt, daß ich jetzt das Dienstmädchen meiner Stiefmutter sein würde, so hätte ich mir außerhalb eine Stelle gesucht. Andere junge Mädchen kommen in meinem Alter in ein Pensionat. Und ich? Ich werde Dienstmädchen. Und der Papa duldet das alles.“

„Aber, Helene, du hast uns doch selbst gesagt, daß Ihr im Geschäft so schwere Fehlschläge hattet, und daß Ihr Euch einschränken müßt.“

„Natürlich! Aber so schlimm wird es wohl nicht sein, wie es der Papa hinstellt. Der ist nur beeinflusst von der Stiefmutter. Die will wahrscheinlich das Geld, das sie am Dienstmädchen spart, für ihre eigenen Vergnügen ausgeben.“

„Pfui, schäme dich, Helene, so etwas zu sagen! Du weißt doch selbst, daß deine Mutter eine sehr sparsame Frau ist.“

„Ich weiß gar nichts,“ stieß die Angeredete trotzig hervor, „ich weiß nur, daß ich es daheim furchtbar schlecht habe, und daß ich am liebsten fortginge. Unter fremden Menschen kann es nicht so schlimm sein wie daheim. Immer arbeiten, kein Vergnügen, immer kommt die Stiefmutter mit allerhand Anliegen. O, ich sage euch, ich habe die Hölle auf Erden!“

Wanda und Margot schüttelten die Köpfe. „Du

sollst nicht so übertreiben, Helene. Wir sind doch oft bei dir und haben nie bemerkt, daß du schlecht behandelt wirst und daß du dich überarbeitest. Es ist doch nicht so schlimm, wenn du gemeinsam mit deiner Mutter den Haushalt in Ordnung hältst und kochen lernst. Du wirst dann später eine sehr tüchtige Hausfrau!"

„Pah, ihr habt gut reden. Wenn mir die Sache zu bunt wird, laufe ich einfach davon. Da mag sie dann allein räumen und kochen. Aber da wird sie sich schon sehr schnell ein Mädchen nehmen, damit sie Zeit zum Lesen und zum Malen hat.“

„Was malt denn deine Mutter?“

„Das weiß ich nicht. Ich kümmere mich auch nicht darum. Auf Stoff allerlei Blumen.“

„Wozu denn?“

„Ich glaube, sie malt sich eine sehr elegante Toilette. Sie pudt sich doch gern!“

„Du bist ungerecht, Helene! Deine Mutter haben wir sehr lieb. Und du solltest auch etwas netter zu ihr sein.“

„Fällt mir gar nicht ein. Es ist meine Stiefmutter, und ich sehe in ihr meine Peinigerin. Seit sie im Hause ist, geht es auch mit Vaters Geschäft bergab. Wahrscheinlich ist sie schuld daran.“

„Du bist ja närrisch! Mit dir ist heute überhaupt nicht zu reden. Du bist verärgert, weil du kochen lernen mußt. Wenn du besserer Laune sein wirst, kommen wir wieder.“

Die Freundinnen trennten sich nicht allzu herzlich. Helene verübelte es den beiden, daß sie bei ihnen nicht volles Verständniß fand. Sie fühlte sich so sehr bemitleidenswert. Andere junge Mädchen in dem Alter gingen nur ihrem Vergnügen nach, und sie mußte sich auf Wunsch der Eltern um den Haushalt und die kleinen Geschwister kümmern. Solange sie noch die Schule besuchte hatte, war nicht viel von ihr verlangt worden; nun aber war es anders geworden. Es kam dazu, daß der Vater geschäftlich manche Sorgen hatte, und daß die Ausgaben aufs äußerste eingeschränkt wurden. Frau Zander hatte selbst dazu geraten, das Dienstmädchen zu entlassen, sie könne mit der schulentlassenen Tochter den Hausstand allein besorgen.

Helene sah in dieser Handlungsweise eine versteckte Gehässigkeit. Die Mutter mißgönnte ihr die Jugend und die Freizeit. Und so redete sie sich immer mehr in einen heftigen Groll gegen die Frau hinein, die sie mit sanfter Energie dazu anhielt, sich um Küche und Haus zu kümmern.

Es gab natürlich mancherlei zu tun. Helene wollte es nicht einsehen, daß die Mutter weit mehr leistete und rascher zugriff; sie ärgerte sich, wenn Frau Zander der Tochter irgend etwas erklärte oder gar etwas verbesserte. Sie wollte nicht belehrt sein, sie bildete sich ein, alles ebenso gut zu können.

Seit dem Tage aber, an dem Frau Zander freund-

lich, aber energisch erklärt hatte, daß Helene in diesem Winter nicht zur Tanzstunde gehen werde, weil man sparen müsse, war in dem jungen Mädchen ein tiefer Groll gegen die Frau erwacht, die ihm jede Freude zu versagen schien.

Eine häßliche Szene war gefolgt. Helene hatte mit den Füßen aufgestampft und der Mutter böse Worte gesagt. Selbst das Erblassen der schlanken Frau hatte keinen Eindruck auf sie gemacht.

„Lebte meine rechte Mutter noch, so dürfte ich zur Tanzstunde gehen, aber du — — du mißgönnst mir alles!“

Tieftraurig ruhten die großen blauen Augen der Stiefmutter auf der erregten Tochter.

„Vielleicht geht es im nächsten Jahre, Helene. Denk' an den Vater. Er hat schwere Sorgen. Die kleinste Mehrausgabe kann schlimme Folgen haben. Wenn es dir Freude macht, will ich dich das Tanzen lehren. Oder du ladest dir deine Freundinnen ein!“

„Ich danke dafür! Wenn du ein neues Kleid brauchst, würde diese Mehrausgabe gewiß keine schlimmen Folgen haben, aber ich bin ja nur die Stieftochter!“

Am die Lippen der Mutter zitterte verhaltenes Weh. Wie hatte sie sich immer und immer wieder bemüht, das Vertrauen und die Liebe dieses trozigen Kindes zu erringen. Es war ihr bis heute nicht gelungen. Nur zu oft hörte sie von Helene harte Worte, die ihr bitter weh

taten. Dem Gatten wollte sie es nicht klagen, der hatte genug mit seinen Sorgen. So verschwieg sie ihm Helenes Betragen, immer aufs neue hoffend, daß es ihrer gleichbleibenden Freundlichkeit gelingen werde, die älteste Tochter zur Einsicht zu bringen.

Heute hatte Helenes schlechte Laune wieder einmal den Siedepunkt erreicht. Durch ihre Unvorsichtigkeit wäre beinahe ein großes Unglück geschehen. Das junge Mädchen sollte im Herrenzimmer den Ofen anheizen, Helene hatte es aber aus Trägheit vorgezogen, aus dem Küchenofen eine Schaufel glühender Kohlen zu nehmen und sie nach dem Herrenzimmer zu tragen. Dabei hatte sie nicht bemerkt, daß ihr ein Stückchen Kohle auf den Teppich fiel. Frau Zander war durch den brenzligen Geruch aufmerksam geworden, ein großes Loch in dem Teppich war die Folge von Helenes Trägheit.

„Ich habe dich schon mehrfach gebeten, Helene, die glühenden Kohlen nicht immer durch die Zimmer zu tragen. Der gute Teppich ist vollständig verdorben. Es hätte ein großes Unglück geben können.“

„Wenn man eben von einer Arbeit zur andern geht, kann man nicht immer aufpassen,“ gab die Tochter schnippisch zurück.

„Bei derartigen Arbeiten ist stets Ruhe und Vorsicht geboten, mein Kind.“

Diese leisen Vorwürfe hatten genügt, um Helene

wieder einmal aufs höchste zu erbittern. Es kam noch dazu, daß der Vater, wenn er nachher aus dem Geschäft heimkam, den Schaden bemerken würde. Die Stiefmutter würde ihm alles brühwarm erzählen, dann gab es noch einmal Schelte.

Da tönte schon wieder die Stimme der Mutter.

„Komm, Helene, hilf mir. Wir wollen den Teppich umlegen, damit man das Loch nicht gleich beim Eintritt sieht.“

Mit finsterem Gesicht folgte sie dem Ruf. Frau Zander drehte den Teppich mehrmals nach den verschiedensten Seiten. Endlich schien sie das rechte gefunden zu haben.

„So mag es wohl am besten sein!“

Natürlich. Die verbrannte Stelle dicht beim Schreibtisch. Das war Absicht. Der Vater sollte sofort den Schaden sehen.

„Sag's ihm nur gleich,“ rief sie unfreundlich. „Beschimpfe mich nur recht sehr. Es macht dir ja Freude!“

„Geh in dein Zimmer, mein Kind, und überlege dir, was du soeben für häßliche Worte sagtest.“

Frau Zander hatte keinen Blick mehr für die Tochter. Sie rückte die Möbel wieder zurecht, legte ein Fell geschickt auf die versengte Stelle, während sich Helene beschämt davonschlich.

Aber der Vater bemerkte den Schaden doch. Ganz

durch Zufall. Schon beim Abendbrot kam er darauf zu sprechen.

„Seit wann ist das Loch in dem Teppich?“

Helene erröthete, Frau Zander antwortete sofort. „Wir haben uns auch schon recht geärgert, Leo. Ich will versuchen, das Loch auszubessern.“

„Wie ist denn so etwas möglich?“

Helene warf den Kopf in den Nacken. Sie wollte keine Schonung von der Stiefmutter.

„Ich war es,“ sagte sie finster. „Mir ist eine Kohle auf den Teppich gefallen. Da hat es weitergebrannt.“

Nun kamen doch die Vorwürfe. Aber als Frau Zander den Gatten beschwichtigen wollte, fuhr Helene auf.

„Hätten wir ein Dienstmädchen, dann wäre nicht so viel Arbeit. Aber man rennt den ganzen Tag, — man ist doch kein Pferd, — — wenn ich das gewollt hätte, dann hätte ich ja eine Stellung als Magd annehmen können. Dann wäre ich wenigstens abends mein freier Herr gewesen.“

In höchstem Erstaunen blickte Herr Zander auf seine Tochter. Was war mit Helene geschehen? Was waren das für häßliche Worte? Und warum schleuderte sie so haßerfüllte Blicke auf die stille Frau an seiner Seite?

„Ich möchte nach dem Essen mit dir reden, Helene,“ sagte er streng, denn er ahnte, daß ihm manches bisher verschwiegen worden war.

Seine Gattin warf ihm einen bittenden Blick zu,

aber er wollte es nicht sehen. So mancherlei Kleinigkeiten fielen ihm jetzt ein, die darauf schließen ließen, daß das Einverständnis zwischen Frau und Tochter nicht immer das beste war. Da wollte er endlich klar sehen.

Das Abendessen verlief ziemlich ungemütlich, obwohl sich die Hausfrau redlich bemühte, eine fröhliche Unterhaltung in Gang zu bringen. Helene war mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Vielleicht war es das richtigste, wenn sie vom Vater forderte, daß sie das Elternhaus verlassen könne. Sie wollte nicht länger von der Stiefmutter angelernt werden, in der sie doch nur ihre Feindin sah. Wenn sie sich im Haushalt betätigen sollte, dann mochte das bei fremden Leuten geschehen. Es gingen doch heutzutage so viele Mädchen als Haustöchter in Stellung. Mitunter bekam man sogar noch etwas Taschengeld. Warum sollte sie nicht auch eine ähnliche Stellung annehmen?

Als man sich von Tisch erhob, war Helenes Entschluß gefaßt. Sie wollte den Vater so lange mit Bitten bestürmen, bis er einwilligte, sie aus dem Hause gehen zu lassen. Dann war sie frei! Sie würde auch arbeiten müssen, aber man würde nie so viel von ihr verlangen wie hier.

Während Frau Zander den Tisch abräumte, ging sie hinter dem Vater her in dessen Zimmer. Schon wenige Augenblicke später hatte sie ihm ihr Anliegen mitgeteilt.

Vorsichtig drang Herr Zander in seine Tochter. Mit höchstem Befremden bemerkte er, wie sich die Sechzehnjährige immer mehr in eine heftige Erregung hineinredete; er unterbrach Helene auch dann nicht, als sie schwere Beschuldigungen gegen die Stiefmutter ausstieß.

„Die Tanzstunde mißgönnte sie mir. Alle Freundinnen haben Tanzstunde. Sie will es nicht! Ich soll nur arbeiten. Und sie liest oder malt. Ich bin die Magd. Sie spielt die Gnädige!“

Plötzlich schwieg sie. Ein Blick aus den Augen des Vaters ließ sie verstummen.

„Ich will fort,“ sagte sie nach einer Pause leise. „Ich mag nicht länger hier bleiben. Mir gefällt es nicht mehr im Elternhause.“

„Dir gefällt es nicht mehr, weil dich deine Mutter in bester Absicht zur Arbeit anhält?“

Wie vorwurfsvoll die Worte klangen! Helene preßte die Lippen fest aufeinander.

„Wenn du meinst, mein Kind, daß es in fremden Häusern besser ist, wenn du glaubst, daß du dort mehr Liebe findest als bei den Deinen, dann werden wir dich nicht halten. Dann wird deine Mutter auch ohne deine Hilfe die Arbeit bewältigen.“

„Dann wird sie sich schon ein Mädchen nehmen,“ entgegnete Helene mit bitterem Ton.

Herr Zander legte seiner Tochter die Hand auf die

Schulter. „Das wird sie wohl nicht, mein Kind, weil sie weiß, wie wir kämpfen müssen, um durchzukommen. Ich hoffe, daß ich in einigen Monaten die Klippe umschiffst habe, daß es nicht zum Konkurs kommt. Wenn es möglich ist, dieses Unheil abzuwenden, so habe ich das zum größten Teil deiner Mutter zu danken, die mit allen ihren Kräften dabei half. Du sagtest vorhin so verächtlich: sie malt. Ja, mein Kind! Sie benützt jeden freien Augenblick, um zu malen, denn damit verdient sie das Geld, das sie zur Wirtschaft braucht. Mit ihrer Malerei ernährte sie euch in den letzten Monaten. Sie brauchte von mir kein Wirtschaftsgeld. Sie malte, sie malte auch, als du längst in tiefstem Schlafe lagst und von deiner Arbeit ausruhest. Aber — wenn du glaubst, hier nicht bleiben zu können, so geh. Deine Mutter wird dir helfen, eine geeignete Stellung zu finden.“

Die Augen Helenes suchten den Boden. Sie schämte sich plötzlich. Aber nun gerade wollte sie nicht länger bleiben.

„Wenn du erlaubst, dann gehe ich bald,“ sagte sie stoßend.

„Ich werde noch heute mit deiner Mutter reden.“

Damit war Helene entlassen. Sie ging nicht mehr in die Küche, obwohl sie die Mutter dort noch hörte, sie schlich sich in ihr Stübchen und schloß hinter sich ab. Dann setzte sie sich ans Fenster und starrte in die

Dunkelheit hinaus. Wie oft hatte sie sich über die zwecklose Pinselei der Mutter geärgert, und nun hatte jene damit Geld verdient!

Fort von hier! Je eher, um so besser. Sie wollte sich ihren Lebensunterhalt allein verdienen. Sie wollte nichts essen, was die Stiefmutter mit ihrer Hände Arbeit verdiente. Jeder Bissen würde ihr von nun ab im Halse würgen.

Herr Zander hatte mit seiner Gattin eine lange Aussprache.

„Sie ist noch so jung, es wird ihr unter fremden Menschen bitter schwer werden,“ sagte die Gattin. „Ich werde Helene morgen ein paar gute Worte sagen, vielleicht schwindet ihr Troß.“

„Laß sie gehen,“ entgegnete Herr Zander. „Erst wenn sie unter fremden Menschen ist, wird sie erkennen, wie schön es im Elternhause ist. Mag sie frühzeitig den ersten Schritt ins Leben tun, es wird nur zu Helenes Bestem sein.“

„So will ich versuchen, ihr eine recht nette Stellung als Haustochter zu beschaffen. Etwas anderes kommt doch für sie nicht in Frage.“

„Eine Stelle, in der sie tüchtig zupacken muß!“

„O nein, Leo, es wird ihr ohnehin schwer genug werden. Ich denke, wir geben sie ohne irgendeine Entschädigung oder ein Entgelt hin. Da verlangt man nicht so viel, als wenn sie gleich ein Taschengeld erhält.“

„Du bist zu rücksichtsvoll, Alice, eine harte Schule ist in diesem Falle das Wichtigste.“

Schweigend vernahm Helene am anderen Morgen, daß auch die Mutter gegen ihr Fortgehen nichts einzuwenden hätte.

„Wir werden versuchen, eine nicht zu schwere Stelle ausfindig zu machen, denn du mußt dich erst an fremde Menschen gewöhnen.“

Helene aber beschloß, sich ganz im geheimen auf eigene Faust etwas zu suchen. Sie verschaffte sich Zeitungen und Zeitschriften und meldete sich auf jedes Inserat, was ihr nur einigermaßen geeignet erschien. Bald als Haustochter, dann als Kinderfräulein oder Stütze.

An einem Morgen hielt sie auch wirklich eine Antwort in Händen. Eine Frau Gallwein benötigte eine jüngere Haustochter. Sie war sogar bereit, dem jungen Mädchen eine kleine monatliche Entschädigung zu zahlen.

Helene schrie vor Entzücken laut auf. Wenn sie wollte, konnte sie umgehend antreten. Es handelte sich um eine Stellung in Berlin, in dem großen, schönen Berlin, das schon lange die Sehnsucht Helenes war. Sie reichte der Mutter das Schreiben.

„Ich gehe hin,“ sagte sie kurz. „Niemand wird mich halten!“

Frau Zander las das Schreiben aufmerksam durch. „Ich glaube nicht, Helene, daß es dir dort gefallen wird. Frau Gallwein schreibt, daß sie einen Modosalon habe, und daß der Hausstand nur mit einer Aufwartung zu besorgen ist. Das ist für dich zu schwer.“

„Mir ist gar nichts zu schwer. Im Gegenteil, ich bin froh, mir mein Geld verdienen zu können.“

„Zunächst werde ich noch einmal an Frau Gallwein schreiben.“

„Natürlich — du willst mich nicht fortlassen,“ brauste Helene auf. „Aber ich gehe doch! Ich lasse mich nicht halten.“

„Die Stellung ist ganz gewiß für dich zu schwer.“

„Nein!“

Trotz der Einwendungen Helenes schrieb Frau Zander nach Berlin und fragte nach den näheren Einzelheiten an.

Die Antwort traf überraschend schnell ein. Frau Gallwein schilderte die Tätigkeit als angenehm und leicht und schrieb, Helene würde sich schon wohlfühlen. Wenn sich das junge Mädchen nur einigermaßen einarbeite, sei sie gern bereit, das Gehalt bald zu erhöhen.

Helene war überglücklich. Der Vater schaute sie nur mahnend an.

„Ich fürchte, du kommst bald wieder. An Geldverdienen bist du nicht gewöhnt. Es ist nicht leicht!“

„Ich komme nicht wieder. Ich kann arbeiten, und ich werde auch arbeiten. Vielleicht seht ihr dann ein, daß ich doch nicht so träge bin, wie ich immer hingestellt werde.“

„Das hat deine Mutter nie behauptet, Helene, du bist nur zu unerfahren und mitunter unüberlegt. Du wirst dich sehr zusammennehmen müssen.“

„Für mich hat die Arbeit keine Schrecken. Im Gegenteil, ich freue mich auf meine Stellung als Haustochter.“

Als der Reisetag dicht bevorstand, hielt es Frau Zander für gut, der Tochter die Gefahren der Großstadt zu schildern.

„Es gibt dort viel schlechte Elemente. Viel eigenartige Existenzen. Bringe keinem Fremden Vertrauen entgegen —“

Helene unterbrach die Mutter. „Du tust wirklich, als sei ich ein Baby. Ich bin sechzehn Jahre alt und weiß ganz genau, wie ich mich zu verhalten habe.“

„Du kennst die Großstadt nicht, Helene —“

„Berlin ist doch keine Räuberhöhle. Ich weiß schon, wie ich mich zu verhalten habe.“

Es erschien ihr lächerlich, derartige Ermahnungen anzuhören.

Endlich war es so weit. Die Eltern brachten sie zur Bahn, und noch einmal mahnte Frau Zander zur Vorsicht. Ihre Worte klangen herzlich und gutgemeint.

„Sollte es dir gar nicht gefallen, Helene, so weißt du, daß du jederzeit deinen Eltern willkommen bist.“

Sie rümpfte die Nase. „Es wird mir glänzend gefallen. Ich kann arbeiten, und Frau Gallwein ist bestimmt eine nette Dame, die mir auch einmal ein Vergnügen gönnt.“ — —

So fuhr das junge Mädchen nun der Großstadt Berlin entgegen. Ein klein wenig ängstlich war der Reisenden doch zumute. Vor den Eltern hatte sie ihre Unruhe geschickt verborgen, aber wenn sie an die große Stadt und die vielen fremden Menschen dachte, klopfte doch das Herz laut. Vor allen Dingen machte sie der Gedanke an die neue Stellung unruhig. Würde man gut zu ihr sein? Würde sie genügend Zeit haben, um das große Berlin mit all seinen Schönheiten zu besichtigen? Sie verdiente sich viel Geld, sie konnte daher auf eigene Kosten Opern und Theater besuchen, konnte an freien Nachmittagen die Auslagen der Schaufenster besichtigen, konnte sich in kurzem hübsche Sachen kaufen, sie hatte ja Geld, Geld!

Endlich war Berlin erreicht. Als Helene ausstieg und die riesige Halle sah, die sich überraschend schnell mit Menschenmassen füllte, hätte sie am liebsten geweint. Aber sie nahm all ihren Mut zusammen und ging im Strome mit den andern zum Ausgang.

Man hatte ihr ganz genau aufgeschrieben, mit welcher Bahn sie fahren müsse, aber alles das, was das

junge Mädchen jetzt sah, war ihm so neu, daß es ratlos stehen blieb und sich unsagbar verlassen vorkam.

Man stieß und drängte um Helene herum. Angstvoll hielt sie den Handkoffer fest. Sie wollte warten, bis sich der große Menschenstrom etwas verlaufen hatte. Aber Minute auf Minute verrann, der Verkehr ebhte nicht ab. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als mutig auf eigene Faust loszugehen. In der Handtasche war der Zettel, der ihr angab, wie sie zu fahren hatte.

Sie griff nach der Tasche — ein eifriger Schreck durchsuchte sie — die Tasche war fort. Vorhin hatte ihr der Lederbeutel noch am Arme gehangen. Wo war er hin? Sie suchte, suchte, aber die Tasche fand sich nicht. Da begann sie zu weinen. Bald hatten sich einige Leute angesammelt, denen sie schluchzend berichtete, von welchem Mißgeschick sie betroffen worden sei.

Einer der Umstehenden brachte sie zur Bahnpolizei. Unter bitterlichem Weinen berichtete sie, was geschehen war. Sie wurde von dem Beamten ausgefragt und gab unter immer neu hervorbrechenden Tränen jede gewünschte Auskunft.

„Sie hatten in der Handtasche Ihr ganzes Geld?“

„Nein, ich habe noch zwanzig Mark in einem Beutel, der mir um den Hals hängt. Aber das andere Geld ist weg.“

„Sie sind hier ganz fremd und wollen in Stellung gehen? Wissen Sie die Adresse der Familie?“

Wieder wurde Helene blaß. Die Briefe und die Adresse waren ebenfalls in der Tasche. Sie wußte wohl, daß sie zu einer Frau Gallwein wollte, die einen Modesalon besaß, aber auf die genaue Adresse konnte sie sich nicht besinnen.

„Das werden wir bald haben,“ tröstete der Beamte. Und wirklich, in einem dicken Buch fand er die Gesuchte.

„Frau Anna Gallwein, Modesalon, Charlottenburg, Königsweg 120. Stimmt das?“

„Ja, ja,“ jubelte Helene. „So war es!“

„Kommen Sie mit!“

Der Beamte übergab sie einem anderen Sicherheitsbeamten, der sie in eine elektrische Bahn schob und sogar noch das Fahrgeld für sie bezahlte. Dann sprach er mit dem Schaffner und verabschiedete sich darauf von dem jungen Mädchen.

„Der Schaffner sagt Ihnen Bescheid!“

Kleinlaut saß sie auf der Bank, immer den Koffer im Auge behaltend. Der Verlust der Handtasche ging ihr recht nahe. Das durfte sie unter keinen Umständen den Eltern mitteilen. Sie hatte alle Warnungen spöttisch in den Wind geschlagen. Wenn sie besser achtgegeben hätte, wäre ihr die Handtasche sicher nicht gestohlen worden. Wie war das überhaupt möglich? Sie hatte doch gar nicht gemerkt, daß ihr jemand den Beutel aus der Hand gerissen hatte.

Endlich mahnte der Schaffner zum Aussteigen.

„Sie gehen hier links hinauf, Fräulein. Dort die Ecke ist der Königsweg.“

Da stand sie nun auf dem breiten Fahrdamm und staunte die schönen Häuser an. Aber plötzlich schreckte sie zusammen. Ein Hupensignal ertönte ganz in ihrer Nähe, und nun sauste auch schon ein Wagen an ihr vorbei. Ihr wurde ganz kalt. Beinahe wäre sie unter die Räder gekommen. Und dort kam schon wieder solch ein Gefährt.

Helene eilte auf den Damm; dort mußte sie sich erst ein Weilchen erholen, sie fühlte, wie ihr die Knie zitterten.

Endlich raffte sie sich auf und begann das Haus zu suchen, in dem sie ihre erste Stellung antreten sollte. Es war bald gefunden. Welch ein großer Bau!

Zögernd trat Helene in den Flur und fragte nach Frau Gallwein. Man bedeutete ihr, daß sie drei Treppen emporsteigen müsse.

Sie zog die Klingel. Ein Mädchen von etwa acht Jahren öffnete, das nach der Mutter rief und Helene in ein hübsches Zimmer führte.

Nach wenigen Augenblicken saß sie ihrer Brotherrin gegenüber. Frau Gallwein war eine sehr schlanke, elegante Dame mit einem strengen, kalten Gesicht. Sie lächelte zwar, als sie Helene begrüßte, aber keine Wärme ging von ihr aus.

Bald schwirrte dem jungen Mädchen der Kopf. Was verlangte man von ihr? Es war doch wohl nur ein Scherz, daß sie die große Wohnung reinigen, die Kinder in Ordnung halten sollte, daneben noch Strümpfe stopfen, Geschirr waschen, sich um das Essen kümmern und auch Besorgungen machen sollte.

„Ich bin meist in meinem Salon, der sich in der Potsdamer Straße befindet, ich kann mich daher nicht immer um alles kümmern. Ich hoffe, daß Sie als meine Haustochter alle Ihre Pflichten gut erfüllen werden. Rose kann Ihnen an die Hand gehen, sie ist acht Jahre alt und recht verständig; dagegen müssen Sie auf Karl und Emil gut achtgeben, die beiden Kleinen sind recht wild.“

Man führte sie in ein kleines hübsches Zimmerchen. „So, das ist Ihr Reich.“

Dann ging man mit ihr durch die Wohnung. Es waren sechs Zimmer.

„Ich bin Witwe,“ sagte Frau Gallwein, „hin und wieder aber haben wir Gäste. Es gibt dann allerhand zu tun; ich denke, Sie werden fertig werden.“

Helene hatte geglaubt, daß sie sich für heute von der Reise werde ausruhen können, aber es gab gleich Arbeit.

Frau Gallwein zeigte ihr die Küche, wo Töpfe, Teller, Gläser standen, führte sie in die Speisekammer und forderte Helene auf, den Abendbrottisch zu decken.

So blieb dem jungen Mädchen nicht einmal Zeit, die notwendigsten Sachen auszupacken. Helene wurde immer zur Eile angetrieben, und die achthährige Rosel war fast schlimmer als die Mutter.

„Aber, Fräulein, Sie legen ja alle Messer schieß!“

„Liebes Fräulein Helene, Sie scheinen noch nicht oft einen guten Tisch gedeckt zu haben!“

So ging es schon am ersten Abend. Helene wurde immer unsicherer, das Weinen saß ihr in der Kehle. Aber sie biß die Zähne fest aufeinander.

„Morgen wird es schon besser sein.“ Damit tröstete sie sich.

Während des Essens gab es neue Aufträge.

„Die Fenster sind recht unsauber. Ich denke, liebe Helene, Sie werden morgen ein Stündchen erobern können, um die Fenster zu putzen. Ihre Vorgängerin war ein sehr träges, nachlässiges Ding, das nichts in Ordnung hielt.“

„Jawohl,“ pflichtete Rosel bei, „Fräulein Olga war sehr faul.“

Helene hatte gehofft, daß sie sich nach dem Abendbrot in ihr Zimmer zurückziehen könne; aber sie irrte sich.

„Heute helfe ich Ihnen beim Geschirrspülen,“ sagte Frau Gallwein. „An anderen Tagen machen Sie die Kleinigkeit allein. Es geht sehr schnell. Wir haben Warmwasserversorgung; und wenn man sich seine Zeit

etwas einteilt, wird man mit allem fertig. Nach dem Geschirrspülen können Sie noch etwas ins Wohnzimmer kommen, es ist ein ganzer Beutel zerrissener Strümpfe da. Wir plaudern noch etwas, Sie können auch Radio hören, dabei stopft es sich herrlich!”

Helene war ganz verstört. Wenn man daheim das Geschirr abgewaschen hatte, war Ruhezeit. Hier sollte sie noch stopfen! Der Bissen würgte sie im Halse, aber sie sagte nichts.

Als sie endlich nach elf Uhr abends in ihr Zimmer gehen durfte, nachdem sie vorher noch wegen zu langsame[n] Arbeitens einen Verweis erhalten hatte, warf sie sich schluchzend aufs Bett.

„Hier halte ich es nicht aus. Hier arbeitet man sich ja tot!”

Der nächste Tag brachte neue Enttäuschung, neue Pein. Die drei Kinder waren geradezu fürchterlich. Besonders Rosel schien es darauf abgesehen zu haben, Helene zu ärgern. Auch Frau Gallwein tadelte dauernd, so daß Helene froh war, als sie sich früh gegen zehn Uhr entfernte.

Nun war Helene allein in der großen Wohnung. Eigentlich ein Skandal, daß man von einem sechzehnjährigen Mädchen verlangte, daß es kochen und aufräumen sollte. Wie bereute es Helene, damals geschrieben zu haben, daß sie auch perfekt im Kochen sei. Wie würde das ausgehen? Zwar hatte Frau Gallwein alles

vorbereitet, aber es gab doch alle Hände voll zu tun, um überhaupt fertig zu werden.

Helene bemühte sich wacker, den Wünschen ihrer Brotherrin nachzukommen, aber sie sah bald ein, daß sie alles das, was man von ihr verlangte, nicht leisten konnte. Wie viel leichter war es doch daheim gewesen!

Bei den Gedanken an das Elternhaus wurde ihr Gesicht finster. Nein, sie wollte keine Vergleiche ziehen. Sie mußte aushalten. Wie würde die Stiefmutter triumphieren, wenn sie in Kürze nach Hause käme! Nein, sie blieb, und wenn sie sich hier zu Tode arbeitete.

Viele Tränen flossen ihr über das Gesicht, wenn sie raslos ihre Arbeiten zu erledigen versuchte. Mitunter wußte sie sich gar nicht zu helfen. Dabei wurde sie mit nichts fertig. Während sie im Zimmer aufräumte, brannte ihr das Fleisch an; und während sie in der Küche hantierte, schlug eines der geöffneten Fenster so kräftig zu, daß die Scheibe zerbrach.

Das nahm ihr völlig die Fassung. Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte verzweifelt. „Oh, warum bin ich zu solchen Leuten gegangen! Nicht 'mal ein Mädchen haben sie. Ich bin hier nicht Haustochter, ich bin die Magd.“

Als Frau Gallwein heimkam, gab es heftige Scheltworte. Die Modistin hatte sich heute über eine Kundin geärgert, und ihre Laune war daher recht übel. Als

sie erfuhr, was Helene angerichtet hatte, wurde sie leidenschaftlich erregt.

„Eine dumme Pute sind Sie! So passen Sie doch auf. Die Scheibe ziehe ich Ihnen vom Gehalt ab. Ich habe nicht Lust, Ihre Gaseleien zu bezahlen. Das Sofa haben Sie wohl auch nicht abgebürstet?“

„Ich hatte noch nicht Zeit dazu!“

„So? Was haben Sie denn gemacht?“

Da kochte in Helene der Zorn hoch. Den ganzen Vormittag hatte sie fleißig gearbeitet, und nun wollte man sie noch der Trägheit zeihen.

„Ich habe von früh an gearbeitet. Ich habe keinen Augenblick müßig gegessen. Aber Uebermenschliches kann keiner leisten.“

Frau Gallwein blickte die Erregte aus ihren kalten Augen unfreundlich an.

„Sehr bescheiden und gut erzogen scheinen Sie auch nicht zu sein. In Zukunft wünsche ich keine Widerrede. Sie sind ein halbes Kind und können froh sein, wenn Ihnen jemand zeigt, wie gearbeitet wird. Ihre Mutter scheint Sie bisher in den Glasschrank gesetzt zu haben.“

Helene wollte etwas antworten, aber sie schwieg verlezt. Und als nun auch noch Rosel in ihrer altflugen Weise sich darüber beschwerte, daß ihre Schuhe nicht gepugt wären, da biß Helene fest die Lippen aufeinander.

Wie anders war es doch daheim. Niemals hatte sie so häßliche Scheltworte gehört wie hier. Auch daheim

war ihr das Essen einmal angebrannt. Aber die Mutter hatte nur gemeint, das könne schon einmal vorkommen.

Die Mutter! Die Stiefmutter! Nein, sie wollte nicht an jene blauäugige Frau denken, die jetzt daheim die Wirtschaft ohne jede Hilfe besorgte.

Helene nahm sich vor, an den kommenden Tagen mit noch größerer Eile und sichtlichem Eifer ihre Pflichten zu erfüllen. Aller Anfang war schwer, es würde schon besser werden. Wenn freilich die Arbeit nicht abnahm, dann würde sie kaum etwas von den Freuden Berlins zu sehen bekommen. Was sollte sie den Freundinnen schreiben?

Aber so sehr sie sich auch bemühte, ihre Pflichten zu erfüllen, es mißlang ihr dauernd etwas. Außerdem wurde sie nie mit den Arbeiten fertig. Den Eltern schrieb sie ganz mit Absicht, daß es ihr gefiele. Sie wollte nicht, daß man über sie spöttelte. Sie hatte diese Stelle haben wollen; nun mußte sie auch aushalten.

Mitunter verlor sie freilich den Mut. Alles tabelte man, ja, Frau Gallwein hatte ihr sogar schon damit gedroht, man werde sie wieder heimschicken, da sie nichts leiste. Solche Äußerungen beunruhigten Helene natürlich sehr, kleinlaut versprach sie Besserung, aber sie hatte selbst jeden Glauben an sich verloren.

Vor allen Dingen machte ihr Rosel zu schaffen. Das

kleine Mädchen hatte sehr schnell erkannt, daß die Mutter an Helene stets etwas auszusetzen hatte, und sie bemühte sich, Frau Gallwein alles zu hinterbringen, was sie Unrichtiges an Helene sah und hörte. So kam es, daß die Modistin alles erfuhr, was sich während ihrer Abwesenheit im Hause ereignete.

Helene war natürlich über Rosels Verhalten aufs höchste erbittert. Sie schalt das Kind aus, und die Folge war, daß Rosel der Mutter alles wieder erzählte und daß sich Frau Gallwein auf die Seite ihrer Tochter stellte.

„Natürlich, es paßt Ihnen nicht, daß jemand achtgibt. Sie wollen meine Abwesenheit benutzen, um auf der faulen Bärenhaut zu liegen. Bei mir heißt es arbeiten, und wenn Ihnen das nicht paßt, so brauchen Sie das nur zu sagen. Ich bekomme genug ordentliche Mädchen, die ihre Freude am Schaffen haben.“

Da beschloß Helene, ihrer Freundin Margot zu schreiben, wie entsetzlich schwer es hier sei und wie unglücklich sie sich fühle. Sie brauchte einen Menschen, dem sie ihr Herz ausschütten wollte. Zwar hatte sie bisher keine Zeit gefunden, längere Briefe zu schreiben, aber heute sollte es doch geschehen. Wenn Rosel heute nachmittag in der Turnstunde war, wollte sie alles stehen und liegen lassen. Sie wollte einen ausführlichen Brief schreiben; vielleicht konnte ihr Margot Trost und Hilfe bringen.

Es gab zwar Türflinten zu putzen, dann sollte Kinderwäsche geplättet werden; aber Helene ließ alles stehen und liegen und ging in ihr Zimmer. Die Feder flog nur so übers Papier. Seite auf Seite wurde gefüllt. Je länger Helene schrieb, desto größer wurde ihre Erbitterung gegen die Frau, die sie so ausnützte.

Manch schlimmes Wort floß in die Zeilen. Helene sprach von der Menschenschinderin, von einem geldgierigen Weibe, das andere ausbeutete, und dergleichen mehr. Sie war so in ihre Schreiberei vertieft, daß sie gar nicht hörte, wie die Korridortür aufgeschlossen wurde.

Frau Gallwein war heute zufällig einmal nachmittags heimgekommen. Sie hatte ein Papier zu holen, das sie im Schreibtisch verschlossen hatte.

Helene war weder in der Küche noch im Wohnzimmer. Die Kleinen spielten unbeaufsichtigt im Kinderzimmer. Die Modistin ging mißtrauisch zur Tür von Helenes Kammer und horchte. Richtig. Hier war diese träge Person und las wahrscheinlich Bücher.

Mit einem Ruck riß sie die Tür auf. Helene fuhr erschreckt zusammen und schob das angefangene Schreiben unter die Decke.

„Was tun Sie hier?“

Helene war so verwirrt, daß sie zunächst gar keine Antwort geben konnte. Mit hochrotem Kopf stand sie vor der gestrengen Chefin.

„Aha, soooo treiben Sie es? Kaum kehrt man den Rücken, wird nichts mehr getan. Darum bleibt die Arbeit liegen. Was schreiben Sie da?“

„Einen Brief,“ stotterte Helene.

„Haben Sie dazu nicht Zeit, wenn abends die Arbeit getan ist? Glauben Sie, ich zahle einer Anfängerin ein so hohes Gehalt, damit sie die Tagesstunden vertrödelte?“

Wieder wallte in Helene die Empörung hoch. „Ich arbeite wie ein Pferd,“ rief sie zornig. „Des Abends habe ich keine Zeit, Briefe zu schreiben, da muß ich bis fast um Mitternacht schuften.“

„Weil Sie sich eben am Tage nicht drehen können. Marsch, an die Arbeit! Die Wäsche muß gebügelt werden.“

Helene wollte die Schreibutensilien einschließen, Frau Gallwein ließ ihr dazu keine Zeit.

„Schnell, schnell, meinen Sie, ich habe meine Zeit gestohlen? Das können Sie heute abend tun.“

Sie drängte Helene aus dem Zimmer hinaus, stand neben ihr, als sie das Plättbrett richtete, und mahnte dauernd zur Eile. Erst als Helene einige Stücke geplättet hatte, entfernte sich Frau Gallwein.

Ihr erster Weg war in Helenes Kammer. Sie wollte nachsehen, ob das junge Mädchen tatsächlich nur einen Brief geschrieben oder ob sie sich Bücher aus dem

Bücherschrank in die Kammer getragen hatte, um in unbeaufsichtigten Stunden ungestört lesen zu können.

Aber es war wirklich nur ein Brief da, ein langer Brief. Fünf vollgeschriebene Seiten.

Frau Gallwein warf einen Blick auf die Zeilen und stutzte. Dann nahm sie die Blätter zur Hand und las sie durch. Ihr Antlitz rötete sich vor Zorn. Das war doch stark! Was wagte so ein junges Ding da nicht alles zu schreiben!

„So? Ich bin eine Teufelin? Ein Menschenschinder? Oh, was hab' ich da in mein Haus genommen!“

Den Brief in der Hand haltend, trat sie vor Helene hin, die schuldbewußt zusammenzuckte.

„Sie brauchen nicht länger bei der Teufelin zu bleiben! Sie können sich von Ihrer Mutter wieder in den Glasschrank setzen lassen. So eine Dreistigkeit! Wie kommen Sie dazu, solche Unwahrheiten zu schreiben?“

Helene war erblaßt. Sie wollte etwas erwidern, aber Frau Gallwein schnitt ihr das Wort ab.

„Sie können heute abend einen anderen Brief schreiben, der hier geht nicht ab.“ Damit nahm sie die Blätter und zerriß sie in viele Stücke. „Sie können sich heute noch bei Ihren Eltern anmelden. Morgen packen Sie Ihre Sachen, und am Sonnabend früh verlassen Sie mein Haus. Ich habe nicht Lust, mit solch einer falschen Person noch länger zusammen zu sein.“

Helene war ganz verstört. Was sollte nun werden? Was sollte sie den Eltern sagen? Würde man sie nicht hohnlachend empfangen? Nein? Sie ging nicht heim. In der Zeitung, die alle Tage ins Haus kam, standen so viele Stellungen. Sie ging auf eigene Faust in irgendein anderes Haus. Das brauchten die Eltern zunächst nicht zu wissen.

Die Verzweiflung machte ihr Mut, sonst hätte sie es nie gewagt, in der fremden großen Stadt selbständig solch einen schwerwiegenden Entschluß zu fassen. Noch besaß sie den Zwanzigmarkschein, den ihr die Eltern mitgegeben hatten; außerdem mußte sie auch von Frau Gallwein etwas Gehalt bekommen. Da hatte sie Geld und konnte, wenn es eben nicht anders ging, in eine Pension gehen, bis sie etwas gefunden hatte. Oder sie nahm sich ein Zimmer. Sie hatte von Frau Gallwein gehört, daß die jungen Mädchen aus dem Geschäft auch in möblierten Zimmern wohnten. Es wurde ihr aber doch siedend heiß vor Angst, wenn sie daran dachte, daß sie nun ganz auf eigenen Füßen stand, und daß sie das alles vor den Eltern geheimhalten mußte.

Wenn sie Briefe empfing? Frau Gallwein würde die Briefe zurückgehen lassen. Dann erfuhren die Eltern doch alles. Wer konnte ihr raten?

Sie verbrachte qualvolle Stunden. Selbst in der Nacht fand sie keine Ruhe. Die Gedanken schwirrten ihr durch den Kopf. Was sollte am Sonnabend aus ihr werden?



Den Brief in der Hand haltend, trat sie vor Helene hin,
die schuldbewußt zusammenzuckte.

Sie hatte nicht nach Hause geschrieben. Nein, sie wollte nicht zurück. So kläglich sollte ihr erster Schritt ins Leben nicht ausgehen. Wenn sie nur eine andere Stellung fände, dann wäre alles gut.

Am nächsten Tage fragte sie schüchtern den Briefträger, ob sie sich Briefe, die in Zukunft an sie ankämen, auf der Post abholen könne, oder ob der Beamte sie aufbewahren wolle.

Sie atmete erleichtert auf, als sie erfuhr, daß sie auf der Post ihre neue Adresse angeben könne, dann würden ihr alle Brieffschaften dorthin überwiesen.

„Und niemand erfährt etwas davon?“

Der ältere Beamte schaute sie forschend an. „Fräulein,“ sagte er ernst. „Sie sind gewiß aus einer kleinen Stadt. Nehmen Sie sich in acht. Sie sind jung, und auf einen jungen Menschen lauern allerlei Gefahren. Machen Sie nichts Heimliches. Vertrauen Sie sich Ihren Eltern — oder wenn Sie die nicht haben, Ihren Verwandten an. In Berlin ist schon so manches junge Mädchen unglücklich geworden.“

Sie schloß rasch die Thür. Warum sagte ihr der Mann solche Worte? Wie kam er dazu? War es denn ein Unrecht, daß sie sich die Briefe nachsenden ließ? Ja, ja, es war ein Unrecht, das fühlte sie selbst ganz genau. Sie mußte heim, mußte den Eltern alles sagen.

„Ich will nicht,“ stieß sie schluchzend hervor. „Ich

schäme mich zu sehr. Ich werde schon eine andere Stellung finden."

Der Abschied am Sonnabend war sehr kurz und kühl.

"Bestellen Sie Ihren Eltern einen Gruß," sagte Frau Gallwein. „Ihre Mutter soll Sie mehr zur Arbeit erziehen. Das lasse ich ihr sagen. Sie sind ein träges junges Mädchen, das noch viel zu lernen hat."

Da stand nun Helene auf der Straße. Das Herz war ihr zum Brechen schwer. Wie siegesicher war sie vor kaum vierzehn Tagen ausgezogen; nun waren ihr die Schwingen gebrochen.

Wohin? Sie hätte am liebsten laut geweint. Hier in dieser Millionenstadt war keiner, der ihr ein freundliches Wort sagte. Keiner! Alle liefen fremd und hastig an ihr vorüber.

Wäre es nicht doch besser, sie führe geradeswegs zum Bahnhof? Frau Gallwein hatte ihr sogar außer des Gehalts von zwanzig Mark noch weitere zehn Mark für Reisegeld gegeben. Ob sie zu den Eltern zurückkehrte?

Hier auf der Straße konnte sie nicht stehen bleiben. So stieg sie in eine elektrische Straßenbahn, nicht wissend, wohin sie sollte. Immer ängstlicher wurde ihr zumute. Woher sollte sie eine Stellung bekommen?

Diese langen Straßen mit den hohen Häusern ängstigten sie. Sie dachte an ihre gestohlene Handtasche, beunruhigt hielt sie den Koffer fest, der ihre wenigen

Sabseeligkeiten barg. Wie gut, daß die Mutter ihr Kleider und Wäsche erst in vier Wochen nachsenden wollte. Damals hatte Helene spöttlich die Nase gerümpft, als Frau Zander äußerte, man wolle erst sehen, ob sich Helene als Haustochter einlebe. Wie recht die Mutter gehabt hatte! Ahnte sie, daß es Helene nicht aushalten würde?

Sie fuhr weiter und weiter. Ihre Augen glitten verstört nach rechts und links. Wo sollte sie aussteigen? Was wollte sie beginnen? War es nicht Wahnsinn, daß sie, die Sechzehnjährige, auf gut Glück in dem großen fremden Berlin herumfuhr?

Nur nicht weinen! Was sollten die übrigen Fahrgäste denken, wenn sie in einen Tränenstrom ausbrach. Aber es war ihr kaum mehr möglich, die Fassung zu bewahren; so erhob sie sich, der Schaffner ließ halten, und Helene stieg aus.

Wo sie war, wußte sie nicht. Auch hier hastende Menschen, von denen sich nicht einer um sie kümmerte. Der Koffer, obwohl er nicht groß war, wurde allmählich schwer. Sie schlich die Straße entlang, schaute alle Häuser an und bemerkte ein Schild, das besagte, daß hier ein möbliertes Zimmer zu vermieten sei. Ob sie hineinging?

Zögernd stieg sie die zwei Treppen empor und klingelte. Man öffnete ihr. Zaghaft brachte Helene ihr Anliegen vor.

„An Damen wollen wir eigentlich nicht vermieten. Es ist ein schönes Erkerzimmer nach vorn. Preis achtzig Mark.“

„Achtzig Mark? Für einen Monat?“ stammelte Helene.

„Ja.“

„Oh, das kann ich nicht.“

Da wurde die Tür auch schon wieder geschlossen. Sie stand verlassen da. Nun war es auch mit ihrer Fassung zu Ende. Die Tränen stürzten ihr aus den Augen, sie setzte sich auf eine Treppenstufe und weinte bitterlich.

So fand sie eine ältere Dame, die von oben herabkam. Sie beugte sich zu Helene herab und fragte, was ihr fehle.

Diese wenigen teilnehmenden Worte genügten, um Helenes Lippen zu öffnen.

„Ich bin so verlassen,“ klagte sie, „ich suche eine Stellung und kann nichts finden. Ich habe keinen Menschen, der mir raten kann.“

Anfangs wurde Helene von der andern etwas mißtrauisch betrachtet; aber allmählich schien die fremde Dame doch zu erkennen, daß sie hier tatsächlich ein ratloses junges Mädchen vor sich hatte.

Sie forschte weiter.

„Sie müssen doch aber wissen, wohin Sie wollen?“

„Ich bin in Berlin ganz fremd.“

„Und sind auf gut Glück hergekommen? Sie kommen geradeswegs von außerhalb?“

„Man hat mich entlassen,“ kam es leise von Helenes Lippen.

„Gehen Sie doch in ein Heim! Dort wird man Ihnen Rat und Auskunft geben.“

Als ihr die Fremde eine Adresse nannte, erwachte in Helene neuer Mut, zumal ihr die Dame sagte, daß dort auch Stellen vermittelt würden.

„Ich habe aber nur etwa fünfzig Mark.“

„Die Heime sind sehr preiswert.“

Helene erfuhr, wie sie zu fahren habe, und mit dankerfülltem Herzen verabschiedete sie sich von der freundlichen Beraterin.

Nach mehrmaligem Fragen war das Heim, das jungen Mädchen eine Unterkunft bot, gefunden. Eine freundliche Dame, in Schwestertracht gekleidet, nahm Helene in Empfang und fragte nach ihren Wünschen.

In längerer Unterredung öffnete das junge Mädchen sein Herz.

„Es ist ein Segen, daß Sie den Weg hierher fanden. Es hätte Ihnen sonst schlimm ergehen können! Wenn Sie in falsche Hände gekommen wären, waren Sie vielleicht verloren.“

Immer wieder dieselben beängstigenden Worte. Oh, ihr graute beinahe vor Berlin, dieser Stadt, die so viele Gefahren in sich barg.

Vergeblich versuchte die Leiterin, Helene zu bestimmen, zu den Eltern zurückzukehren. Aber das junge Mädchen bekam einen Weinkrampf, denn die letzten Stunden waren nicht ohne Eindruck auf sie geblieben. Da glaubte man im Heim natürlich nichts anderes, als daß die Stiefmutter, von der Helene Zander erzählte, wirklich eine recht schlimme Frau sei.

„Sie werden aber Ihre Eltern benachrichtigen, daß Sie die Stelle aufgaben und sich zunächst hier befinden, bis Sie etwas Geeignetes fanden.“

Helene sagte zu, nahm sich aber fest vor, nichts nach der Heimat zu berichten. Der einzige Brief, den sie schrieb, war an das Postamt gerichtet und enthielt die Bitte, ihr alle eingehenden Brieffschaften an das Heim für stellungsuchende junge Mädchen in der Prenzlauer Straße nachzusenden.

Das Zimmerchen, das man ihr zurwies, war sauber, aber sehr einfach. Sie mußte es mit noch zwei anderen jungen Mädchen teilen, die ebenfalls Stellen suchten. Beide wollten sich als Mädchen für alles irgendwo vermieten.

Tags darauf wurde Helene wieder von der Leiterin ausgefragt. Man wollte vom Heim aus an die Eltern schreiben; aber entsetzt bat das junge Mädchen, diesen Plan aufzugeben.

„Ich habe ja schon selbst geschrieben,“ sagte Helene. Sie errötete zwar bei der Lüge, aber sie hielt den forschenden Blick ihres Gegenüber tapfer aus.

Am Nachmittag rief man sie erneut und nannte ihr eine Adresse.

„Frau Neumann sucht ein junges Mädchen zur Hilfe im Haushalt und zur Beaufsichtigung ihrer Kinder. Familienanschluß wird gewährt. Gehalt 25 Mark für den Monat. Wollen Sie sich dort vorstellen?“

Helene sagte erfreut zu. Ihr lag daran, möglichst rasch eine Stellung zu erhalten. Wenn auch das Gehalt klein war, sie würde schon durchkommen. O, sie wollte sich auch in Zukunft sehr zusammennehmen, damit man sie nicht wieder davonjagte. Es war doch gar zu schrecklich gewesen, so allein und verlassen in der fremden Stadt herumzuirren.

Man schrieb ihr genau auf, wie sie zu fahren habe; dann machte sich Helene auf den Weg.

So elegant wie am Königsweg waren hier die Häuser nicht. Frau Neumann wohnte vier Treppen hoch. Dort klingelte Helene.

Man nahm sie in ein sehr einfach eingerichtetes Zimmer. Die Hausfrau trug ein altmodisches Kleid und hatte ein sehr strenges Gesicht. Helene hätte am liebsten lehrtgemacht, aber der Gedanke, daß man sie dann vielleicht aus dem Heim hinauswarf, wenn sie eine angebotene Stellung nicht annahm, ließ sie aushalten.

„Ich suche ein einfaches junges Mädchen, das sparsam und fleißig ist. Verschwendung kann ich nicht leiden. Mein Mann quält sich für jeden Pfennig im

Geschäft, alles ist so teuer, ich muß daher jede Mark umdrehen, ehe ich sie aus gebe. Ich will Ihnen aber, trotz der teuren Zeiten, einen Lohn von 25 Mark geben. Sie müssen dafür aber treu, ehrlich und fleißig sein. Vor allen Dingen sparsam. Sehen Sie, so elegante Schuhe brauchen Sie auch nicht zu tragen. Die sind viel zu schade für die Arbeit."

Helene bekam ein leises Herzklopfen. Sollte sie zusagen? Frau Neumann war gewillt, Helene sofort zu engagieren.

"Die Stellung ist nicht schwer. Ich und meine Kinder helfen fleißig mit, denn ich halte darauf, daß jeder arbeitet. Nur durch die Arbeit bleibt man ein zufriedener und bescheidener Mensch."

Schließlich wurde das Dienstverhältnis abgeschlossen. Helene sollte schon morgen in das Neumannsche Haus übersiedeln.

"Kann ich mein Zimmer sehen?"

"Über der Küche ist ein nettes Kämmerchen. Sie sind ja jung. Es wird Ihnen nicht schwer werden, da hinauf zu kriechen. Wir müssen mit den Räumen sehr sparsam sein, wir sind sieben Personen, da will jedes Winkelchen ausgenutzt werden. Sie werden sich in Ihrem Stübchen sicherlich wohlfühlen."

Als Helene die schmale Leiter sah, die sie ansetzen mußte, um auf den kleinen Hängeboden zu kommen, der fortan ihr Reich sein sollte, wollte sie noch im letzten

Augenblick den Vertrag rückgängig machen. Aber die Angst verschloß ihr den Mund, und so schied sie mit der Zusicherung, morgen einzutreffen.

In der Nacht weinte sie in ihre Kissen. Was würde ihr die neue Stellung bringen? Daß sie auch bei Neumanns das nicht fand, was sie suchte, war ihr längst klar. Sie nahm alle ihre Energie zusammen und beschloß, dort wenigstens ein halbes Jahr auszuharren.

Am Dienstag trat sie den neuen Dienst an. Auf dem Hängeboden, den man ihr zugewiesen hatte, war gerade Platz für ein Bett, ein kleines Tischchen und einen Stuhl. Ihre Kleider sollte sie mit in einen der Schränke der Kinder hängen. Wenn sie sich reckte, stieß sie mit dem Kopfe an die Decke. Hier sollte sie ihre Freiheit verbringen? O, wie viel schöner war daheim ihr Zimmerchen, das ihr mitunter zu eng erschienen war.

Nun begann wieder ein neues Kapitel ihres Lebens. Schon wenige Stunden nach ihrem Eintreffen erkannte Helene, daß Frau Neumann eine sehr genaue Frau war.

„Nicht so viel Putzpulver nehmen! Das ist teuer. Man muß mit kleinen Sachen anfangen zu sparen.“

Beim Kehren der Stuben gab es neuen Tadel.

„Saubereit ist die Hauptsache. Sie haben unter den Schränken nicht gut gefehrt. Machen Sie das noch einmal, Lene. Ich werde Sie gleich zur Saubereit anhalten.“

Ohne Murren kam sie den Wünschen der Hausfrau nach. Als Haustochter hatte sie sich vermieten wollen, hier war sie nichts weiter als ein Dienstmädchen. Wie hatte sie einst auf Anna und Berta herabgesehen, die daheim die gleichen Arbeiten verrichteten. Und nun tat sie es selbst. Nun kehrte, wischte, scheuerte sie genau so, wie es einst die Angestellten des Vaters taten.

„Aber, Lene, Sie stoßen ja mit der Bürste gegen die Möbel. Die guten Möbel! Wie können Sie so unvorsichtig sein!“

Vorwürfe über Vorwürfe! War sie wirklich so unbrauchbar? Alles, was sie tat, wurde bemängelt. Die Mutter fand nie so viel an ihr auszusetzen. O, die Mutter! Wie oft gab es da zwischen der Arbeit ein heiteres Wort. Und hier?

Mit der Küche hatte sie wenig zu tun, das besorgte Frau Neumann.

„Die Mädchen kochen zu wenig sparsam,“ sagte sie.

Beim Kartoffelschälen gab es neue Schelte. „Wie können Sie so dick schälen, Lene! Kartoffeln sind teuer. Meist essen wir Pellkartoffeln; aber heute gibt es eben was Besonderes.“

Auch die Mahlzeiten zeugten davon, daß man im Neumannschen Hause sehr sparsam war. Der Hausherr bekam meist die größte Hälfte des Fleisches und Gemüses, der kleinere Rest wurde unter die vier Kinder, Frau Neumann und Helene geteilt. Und was gab es

hier zu essen! Meist dicke Suppen, dazu Pellkartoffeln, oder Gemüse mit Kartoffeln zusammengekocht, nur etwas Speck hineingeschnitten. Nie eine süße Speise oder Kompott.

Seufzend dachte Helene an die Gerichte daheim. Wie oft hatte sie mit Naserümpfen die Fleischgerichte betrachtet, die nur gekocht und nicht gebraten waren. Täglich hatte sie gefragt, ob es nicht bald wieder süße Speise gäbe, denn daß es nur zweimal in der Woche einen Nachtisch gab, erschien ihr gar zu jämmerlich.

Und hier? Anfangs schmeckte ihr das einfache Essen überhaupt nicht. Kohlrüben, dann dicker Reis oder Linsen, Erbsen, — es war schrecklich! Aber allmählich stellte sich bei ihr der Hunger ein, denn zum Abendbrot gab es zur Suppe trockene Schnitten. Da mußte man schon mittags den Magen füllen, um satt zu werden.

Arbeit war auch reichlich, wenn auch nicht so viel wie bei Frau Gallwein. Hier halfen die beiden größeren Mädchen fleißig mit; und da Frau Neumann sich um die Küche kümmerte, hatte Helene für die Zimmer und alle häuslichen Arbeiten genügend Zeit.

Wohl gab sie sich redliche Mühe; aber von Tag zu Tag wurde ihr diese Stellung drückender. Das war kein Haus, in dem man sich wohlfühlen konnte. Wie viel schöner war es doch daheim! Und ihre elende Kammer bereitete ihr geradezu Pein. Es kam dazu, daß sie immer wieder von Frau Neumann hören mußte, daß

sie ein verschwenderisches junges Mädchen sei, dem man auf die Finger sehen müsse.

Sogar an ihrer Kleidung gab es mancherlei auszu-
setzen. „Sie schonen Ihre Schürzen zu wenig. So oft
kann ich nicht waschen. Warum tragen Sie keine der-
ben Strümpfe? Wenn Sie Gehalt bekommen, werden
wir zusammen ein derbes Arbeitskleid kaufen gehen.
Ihre Kleider eignen sich nicht für den Dienst.“

An Vergnügungen war gar nicht zu denken. An
Sonntagen ging die ganze Familie nach dem nahen
Friedrichshain. Dann setzte man sich eine Stunde auf
eine Bank, während die Kinder herumtollten, und
kehrte befriedigt nach Hause zurück.

War das ein Leben? Wie viel Abwechslungen hatte
Helene daheim gehabt! Immer sehnsüchtiger wurde ihr
zumute, wenn sie an ihr Elternhaus dachte. Wie gut
hatten es doch alle die jungen Mädchen, die daheim
bleiben konnten oder unter Anleitung der Mutter die
Hauswirtschaft erlernten. Da wurde man nicht so aus-
genutzt, nicht so getadelt, da war man nicht nur Dienst-
mädchen, da sorgten die Eltern auch dafür, daß man
Freude hatte.

Manch eine Träne tropfte aus Helenes Auge, wenn
sie daran dachte, wie anders es doch daheim gewesen
war. Sie konnte es gar nicht begreifen, daß sie hatte
in Stellung gehen wollen. Wie nett hatte ihr die Mut-
ter alles gezeigt. Und wenn sie wirklich einmal tadelte,

so war das mit freundlichen Worten geschehen. Sie hatte gewiß die Berechtigung dazu gehabt.

Allerlei Episoden rief sich Helene ins Gedächtnis zurück. Es erschien ihr fast unglaublich, daß sie sich über derartige Dinge so aufgereggt hatte. Die Eltern meinten es doch nur gut.

Dabei fiel es ihr schwer aufs Herz, daß sie die Eltern noch immer täuschte. Die Briefe wurden ihr bis auf den heutigen Tag nachgesandt. Obwohl sie schon fast vierzehn Tage bei Frau Neumann war, hatte sie von ihrem Stellungswechsel nichts erwähnt. Sie schrieb sehr wenig, um sich nicht zu verraten.

Sollte sie endlich die Wahrheit melden? War es nicht schändlich, daß sie vor den Eltern solche Geheimnisse hatte? Die meinten es doch nur gut.

Sie verschob ihren Plan von Tag zu Tag. Aber das Herz wurde immer schwerer. Dazu kam ein sich immer stärker einstellendes Heimweh. Die hellen Augen wurden glanzlos, das Lachen hatte Helene ganz verlernt. Hier gab es auch nichts zu lachen. Hier war ein Tag wie der andere angefüllt mit freudloser Arbeit.

Die Sparsamkeit der Hausfrau artete mitunter in Geiz aus. Helene mußte des öfteren an die Mutter denken. Im Elternhause hatte man in letzter Zeit auch sparsam gelebt, sehr sparsam sogar; aber Frau Zander hatte es trotzdem verstanden, ein schmackhaftes Essen herzurichten und das Heim zu schmücken. Wie hatte der

Vater doch gesagt? Die Mutter verdiene den Lebensunterhalt durch ihre Malerei. Sie male noch des Abends, wenn alles schlief, um Geld zu verdienen.

Wie Zentnergewichte legte es sich Helene aufs Herz. Die Mutter, diese feine stille Frau, die in ihren Mädchenjahren so verwöhnt worden war, machte die Wirtschaft selbst, klagte nicht und arbeitete für Geld, wenn alle schliefen.

Helene wollte nicht mehr an alles das denken. Nur arbeiten, arbeiten, um zu vergessen! Aber die Gedanken ließen sich nicht bannen, sie kehrten mit immer verstärkter Gewalt zurück und ließen ihre Sehnsucht und ihr Heimweh ins Uferlose wachsen.

An einem Nachmittage wurde sie fortgeschickt, um mehrere Besorgungen zu machen. Eine heiße Freude durchzuckte sie, denn die Wege waren ziemlich weit. Nun wollte sie die Gelegenheit benutzen, um für sich selbst einige Einkäufe zu machen. Die Mutter hatte in acht Tagen Geburtstag. Sonst hatte sie ihr stets mit Widerwillen etwas gearbeitet, aber in diesem Jahre wollte sie ihr von selbstverdientem Gelde eine Freude machen.

Vor jedem Schaufenster blieb Helene stehen. Schließlich wählte sie eine hübsche Handtasche. Freudig gab sie die zehn Mark hin, die dafür verlangt wurden.

Dann erledigte sie die anderen Einkäufe und kehrte befriedigt heim.

Bei der Abrechnung des erhaltenen Fünzigmark-scheines stellte es sich heraus, daß zehn Mark fehlten.

Helene erschraf. Die Handtasche hatte sie von ihrem eigenen Gelde gekauft, es bestand nur die Möglichkeit, daß sie einen Schein verloren oder sich zu wenig Geld hatte zurückgeben lassen. Immer wieder zählte sie durch, sie holte auch die gekaufte Tasche, durchsuchte jedes Papier; aber der Schein fand sich nicht.

Frau Neumann geriet ganz außer Fassung. „Zehn Mark! Zehn Mark! Wie ist das möglich? Haben Sie die Handtasche auch wirklich von Ihrem Gelde gekauft?“

Empört fuhr Helene auf. „Glauben Sie, ich sei eine Diebin?“

„Wo ist denn dann das Geld?“

„Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß ich für die Tasche mein Geld nahm.“

„Es ist doch aber merkwürdig, daß gerade zehn Mark fehlen. Sie haben wohl geglaubt, ich würde nicht nachrechnen. Haben Sie denn überhaupt so viel Geld?“

Das junge Mädchen bebte vor Entrüstung. Frau Neumann schien es nicht glauben zu wollen, daß das Geld Helene gehörte.

„Schon neulich haben Sie mich um 3 Pfennige geschädigt,“ fuhr Frau Neumann fort, „da haben Sie zu teuer eingekauft. Marktgeld gibt es bei mir nicht. Ich verlange die zehn Mark!“

Schließlich eilte Helene in ihre Kammer und kehrte mit einem anderen Zehnmarkschein zurück. Die Hausfrau betrachtete sie mit mißtrauischen Blicken.

„Das ist doch sehr merkwürdig! Sie scheinen ja sehr viel Geld zu haben. Gestehen Sie es lieber gleich, Sie wollten versuchen, ein kleines Geschäftchen zu machen —“

„Das ist nicht wahr,“ rief Helene voller Entrüstung. „Ich habe das Geld verloren und werde es eben ersetzen. Ich bin keine Diebin, und ich lasse es mir nicht gefallen — —“

„Was erlauben Sie sich, Lene!“

Die Gescholtene gab keine Antwort. Sie schlug beide Hände vors Gesicht und stürzte davon. In ihrer Kammer riegelte sie sich ein.

Als am Abend der Hausherr kam, wurde ihm alles berichtet. Er ließ Helene kommen.

„Wenn Sie so lieberlich mit Geld umgehen, können wir Sie nicht brauchen. Geldverdienen ist schwer. Ich kann mich nicht abquälen, damit Sie leichtsinnigerweise das Geld verlieren.“

„Ich glaube nicht mehr an den Verlust,“ mengte sich seine Gattin ein.

„Das kann ich nicht beurteilen. Jedenfalls ist meine Frau mit Ihren Leistungen gar nicht zufrieden, Lene. Sie müssen sich sehr bessern, müssen auch sparsamer sein, sonst können wir Sie nicht behalten. Meine Frau

will es noch vierzehn Tage mit Ihnen versuchen, nehmen Sie sich zusammen.“

Dann durfte sie gehen.

Sie weinte die halbe Nacht hindurch. Am nächsten Tage fühlte sie sich elend und zerschlagen. Der Kopf schmerzte, eine bleierne Schwere lag ihr in den Gliedern. Als sie sich erhob, hatte sie das Gefühl, als tanze alles mit ihr herum. Sie mußte sich wieder hinlegen, weil sie fürchtete, umzusinken.

Man rief nach ihr. Man klopfte an ihre Thür.

„Gene, Sie haben es wohl verschlafen?“

„Ich fühle mich krank!“

„So! Das wäre ja noch besser. Sie stehen auf! Solche Krankheiten kennt man. Nun auch noch die Beleidigte spielen! Stehen Sie sofort auf!“

Helene folgte dem Befehle. Ihr war so elend zumute. Aber Frau Neumann hatte kein Wort für ihr schlechtes Aussehen. Und wieder dachte sie einer Stunde daheim. Sie hatte sich mit Kopfschmerzen niedergelegt. Da war die Mutter, die Stiefmutter gekommen und hatte ihr kalte Umschläge gemacht, sorgsam die Fenster verdunkelt und sie betreut. Kein Wort des Dankes hatte sie damals für diese treue Fürsorge.

Die Arbeit ging ihr gar nicht von der Hand. Mitunter mußte sie sich niederlegen. Dann schalt die Hausfrau.

„Ich bin wirklich krank,“ sagte sie kurz vor Mittag.
„Darf ich mich hinlegen? Ich fühle mich gar zu elend!“

„Reißen Sie sich zusammen! Man muß nicht gleich jeder Unpäßlichkeit nachgeben. Nachmittag wird es schon wieder besser sein. Heute mittag gibt es ein schmackhaftes Erbsensüppchen, das wird Ihnen gut tun.“

Aber gegen Abend glühte Helenes Kopf derart, daß Frau Neumann selbst anordnete, sie möge das Geschirrspülen für heute unterlassen und ins Bett gehen. „Morgen werden Sie schon wieder gesund sein.“

Da lag sie nun in ihrem Bett, brennendes Weh im Herzen. Kein Mensch kam und fragte nach ihr — niemand kümmerte sich um die Kranke.

„Wär' ich daheim,“ zitterte es von ihren Lippen. „Hier sterbe ich vor Sehnsucht!“

Mitternacht kam, noch immer lag Helene schlaflos. Alle ihre Gedanken waren im Elternhause. Und plötzlich faßte sie einen verzweifelten Entschluß. Mochten die Eltern schelten, sie würde deren Verzeihung schon erringen, nur fort von hier, zurück in die Arme des Vaters, zurück unter die treue Obhut der Mutter.

Beim Scheine einer kleinen Sparlampe schrieb sie den Brief an die Eltern. Nur wenige Zeilen, denn sie zitterte vor Frost.

„Liebe Eltern! Ich bin krank geworden. Ich habe eine neue Stellung angenommen. Ich bin so verlassen. Ach, ich war ja so schlecht, verzeiht mir, aber laßt mich wieder heimkommen. Niemand kümmert sich um mich. Lebt wohl!“

Obgleich ihr die Zähne fiebernd aufeinanderstießen, kleidete sie sich an und trug den Brief, auf den sie deutlich den Absender schrieb, zu mittlernächtiger Stunde hinunter in den nahen Briefkasten.

Kalter Schweiß brach aus, als sie wieder im Bett lag; aber Helene fühlte sich doch etwas erleichtert. Man würde schreiben, sie sollte heimkommen. Morgen hatte man den Brief, am Sonntag konnte sie Bescheid haben. Nun hieß es, geduldig zu warten.

War es die freudige Erwartung oder die gesunde Natur des jungen Mädchens, kurzum, Helene fühlte sich am nächsten Morgen zwar sehr matt, aber doch nicht mehr so elend. Sie erhob sich und verrichtete ihre Arbeit. Dabei begleitete sie in Gedanken den Brief.

Frau Neumann, die das schlechte Aussehen ihrer Haustochter bemerkte, fragte wohl nach Helenes Befinden, aber sie erleichterte ihr das Tagewerk nicht. Nur am Abend ließ sie das junge Mädchen eher zu Bett gehen als sonst.

„Ganz gesund scheinen Sie noch nicht zu sein. Legen Sie sich hin. Morgen wird es vorüber sein.“

Der Sonntag brach an, Helene war gerade dabei, das Kinderzimmer aufzuräumen, da klingelte es. Sie öffnete — träumte sie — oder —

„Mutter! Mutter!“

Frau Zander fühlte sich von zwei zitternden Armen umschlungen, sie fühlte heiße Lippen auf ihren Händen

und hörte immer wieder die sehnsüchtigen Laute, von wilder Freude durchzittert: „Mutter, mein Muttchen!“

Helene zog die erstaunte Frau ins Kinderzimmer. „Du bist gekommen? Du selbst?“

Angelockt von den lauten Ausrufen erschien Frau Neumann. Ihr Antlitz zeigte eine tiefe Falte, als sie erfuhr, daß diese Frau die Mutter ihrer Haustochter sei.

„Meine Tochter schrieb, sie sei krank gewesen —“

„Eine kleine Erkältung!“

„Helene sieht aber sehr elend aus. Ihre Hände sind heiß —“

„Du bist gekommen, o — nun wird alles gut!“

Frau Zander strich der Tochter zärtlich übers Haar. „Zunächst will ich mich einmal mit deiner Prinzipalin unterhalten, liebes Kind, dann kommst du an die Reihe.“

Und nun saßen sich die beiden Frauen gegenüber.

Frau Neumann wußte nicht viel Gutes zu berichten. Helene sei ein verschwenderisches Mädchen, nicht sehr tüchtig, dabei vorlaut und unzuverlässig. Auch die Episode mit dem verlorenen Gelde kam zur Sprache.

„Es ist sehr wahrscheinlich,“ sagte Frau Zander ernst, „daß Helene, als sie das Geld herausbekam, beim Wechseln nicht nachzählte; aber unehrlich ist sie nicht. Ich kenne meine Tochter. Ich muß jeden Verdacht auf das entschiedenste zurückweisen.“

Schließlich machte Frau Zander den Vorschlag, Helene mit nach Hause zu nehmen.

Frau Neumann hatte nichts dagegen, zumal sie befürchtete, daß das junge Mädchen wirklich krank werden könne. Und das wollte sie verhindern.

„Wäre es Ihnen recht, wenn Helene noch heute Ihr Haus verläßt?“

„Meinetwegen. Junge Mädchen bekomme ich täglich, und Ihre Tochter eignet sich wenig für meinen Haushalt.“

Frau Zander suchte nun ihre Tochter auf.

„Ich komme eben von Frau Neumann, liebes Kind. Sie hat nichts dagegen, wenn du noch heute mit mir heimfährst!“

„Heim!“ Das war ein verzückter Jubelschrei.

„Ich fürchte, in dir steckt eine schlimme Erkältung. Je eher wir daheim sind, um so besser.“

„Muttschen! Du gute!“

„Wenn es dir recht ist, so packe ich, während du hier die Arbeit machst, die Sachen.“

„O ja, ja, nur fort von hier, nur heim!“

Als Frau Zander das elende Kämmerchen sah, in dem die Tochter wohnte, schaute sie lange vor sich hin. Das war wohl eine harte, aber eine gute Schule gewesen. Nun mußte sie nur noch erfahren, wie Helene zu dieser Frau Neumann kam, während sie sich doch vor einigen Wochen für Frau Gallwein verpflichtet hatte.

Helene aber fühlte nur Freude. Die Arbeit ging ihr heute doppelt leicht von der Hand. Sie würde heimkehren! Heim! Ins Elternhaus. Sie achtete nicht der stechenden Kopfschmerzen, nicht ihrer großen Müdigkeit, sie sollte heim! Heim!

Wie schnell die Mutter gekommen war! Anscheinend hatte die Gute den Nachtzug benutzt. Sie war sofort nach Empfang des Briefes gekommen. Oh, Helene wollte ihr das nie vergessen!

Am frühen Nachmittage fuhr man zum Bahnhof. Helene hielt die Hand der Mutter fest in der ihrigen. Sie fühlte sich so geborgen, so treu behütet.

„Mutttchen,“ flüsterte sie leise, „darf ich dir daheim wieder helfen? Willst du mich behalten?“

„Natürlich, mein Mädelchen, du hast mir manchmal sehr gefehlt.“

„Wirklich? Hast du denn manchmal an mich gedacht?“

„An jedem Tage haben wir von dir gesprochen.“

„O, Mutttchen!“

Während der Heimreise erzählte Helene alles. Sie beschönigte nichts.

„Ich kann gar nichts leisten, Mutttchen, jetzt erst hab' ich erfahren, wie gut du es mit mir meinst. Aber ich werde dich nicht mehr betrüben. Ich hab' ein so liebes, ein herzensgutes Stiefmütterchen. Ach, daß ich bei euch bleiben darf. Es ist ja so schön, so einzig schön im Elternhause!“

Fräulein Storch

Du solltest wirklich Vernunft annehmen, Irma. Du vergißt immer, daß du ins siebzehnte Jahr gehst. Mit den Füßen stampfst kein junges Mädchen auf. Du wirst es schon noch bedauern, die französischen Stunden nicht mitzunehmen, wie es deine viel vernünftigeren Freundinnen tun.“

Das junge Mädchen, dem diese Worte galten, schüttelte eigensinnig den Kopf. „Nein, Mama, ich werde es nie bedauern. Denn sicherlich komme ich nie nach Frankreich; wozu soll ich da erst diese Sprache lernen? Das hätte doch gar keinen Zweck!“

„Da bist du eben ganz falscher Ansicht, Irma. Fremde Sprachen gehören zur Bildung eines Menschen. Was willst du machen, wenn du später einmal ins Ausland fahren solltest?“

„Dann spreche ich eben deutsch, Mama. Die Leute dort können sich nach uns richten. Wir werden doch als Deutsche überall ganz gut verstanden, und dann wollen wir den Ausländern zeigen, daß man mit uns Deutschen deutsch reden muß.“

„Du bist ein großer Eigensinn, Irma, aber zwingen kann ich dich natürlich nicht. Denke doch an deine Schwester Gabriele, die spricht das Französische geläufig, und das wird ihr im Leben noch sehr nützlich sein.“

Irma legte den Arm zärtlich um den Hals der Mutter: „Ach, Mamachen, quäle mich doch nicht mit dem dummen Französisch. Ich weiß ganz genau, daß ich auch ohne fremde Sprachen durchs Leben komme.“

Seufzend gab Frau Klewe nach. Wenn ihre Tüngste so schmeichelte, vermochte sie ihr nicht zu widerstehen. Aber ein Unrecht erschien es ihr doch, daß Irma so gar nichts vom Lernen der fremden Sprachen wissen wollte, das Töchterchen beharrte nach wie vor auf dem Standpunkte, daß man als Deutsche überall deutsch reden müsse.

So unterblieben die französischen Stunden, und Irmas Freundinnen plagten sich allein mit dem Lernen ab. Irma spöttelte oft darüber und warf ihre wenigen französischen Brocken dazwischen, die sie sich noch redlich zu vergessen bemühte. Sie war niemals sehr fleißig in diesem Fache gewesen, hatte immer nur für den Augenblick gelernt, und so kam es, daß sie kaum das Notwendigste wußte. Wozu auch, sie sprach eben deutsch! Schwester Gabriele wunderte sich häufig, daß Irma die allereinfachsten französischen Worte nicht genau wußte. Sie verwechselte ähnlich klingende Verben, und auch die

Hauptwörter wurden bunt durcheinander gewirbelt. Und je mehr sie vergaß, um so energischer weigerte sie sich, überhaupt noch an das Französisch erinnert zu werden.

Da traf ganz plötzlich ein Brief im Kleweschen Hause ein, der unerwartet den Besuch einer Tante zweiten Grades anmeldete. Man kannte Tante Rosalie wenig, hatte auch nie in näherem Verkehr mit ihr gestanden, weil sie, die aus sehr einfacher Familie stammte, sich wenig beliebt gemacht hatte. Nun aber war sie über Nacht plötzlich eine schwerreiche Frau geworden und beschloß, die Verwandtenstraße zu reisen, um die lockeren Bande fester zu knüpfen. So kam eines Tages diese Tante Rosalie an und entpuppte sich bald als eine einfache, gutmütige Frau, die aber die etwas lächerliche Eigenschaft hatte, sehr vornehm wirken zu wollen. Sie theilte ihren Verwandten mit, daß sie sich entschlossen habe, im Sommer auf sechs Wochen nach der Schweiz zu gehen, und zwar habe sie sich den eleganten Badeort Vevey am Genfer See als Aufenthalt ausgewählt. Nun hätte sie aber eine Bitte. Allein wolle sie in das fremde Land durchaus nicht reisen, so sollte auf ihre Kosten eine der Nichten mitkommen.

Irma war außer sich vor Freude. Nach der Schweiz wollte sie schon immer einmal reisen. All die hohen Berge, die Gletscher, den Genfer See zu sehen, erschien ihr ein so erstrebenswertes Glück. Sie umsprang und

umhüpfte die Tante, die zu Frau Klewe äußerte, daß sie am liebsten Irma mithaben wollte. Gabriele bezeugte auch wenig Lust, mitzureisen, und so fiel die Wahl auf Irma. Aber als dann die Tante die verschiedenen Prospekte auspackte, als alle darin vorkommenden Bezeichnungen französisch benannt wurden, da lachte Frau Klewe.

„Es wird schon besser sein, Gabriele fährt mit, denn unsere Irma spricht so schlecht französisch, daß sie in der Schweiz gar nicht durchkommen wird.“

Tante Rosalie sah erstaunt auf. „Du kannst kein Französisch, Irma? Ja, dazu nehme ich dich doch eigentlich mit. Ich verstehe kein Wort von dieser Sprache.“

Irma errötete. „Für die Schweiz kann ich genug Französisch. Außerdem spricht man dort auch überall deutsch, da kommen wir schon durch.“

Die Mutter lächelte. „Ich glaube, daß in Neuen sehr viel französisch gesprochen wird, liebe Irma.“

„Ich kann ja auch etwas, Mama.“ Irma war schon voller Angst, daß die Tante ihre Einladung zurückziehen könnte.

Tante Rosalie zögerte. „Es wäre aber schrecklich, wenn wir dort unten nicht verstanden würden.“

„Habe nur keine Sorge, Tante!“ Und nun plapperte Irma allerlei französische Worte durcheinander, die ihr gerade in den Sinn kamen. Sie hatten zwar keinen Zusammenhang, aber Tante Rosalie schien doch beruhigt.

„Es wird schon gehen,“ meinte sie. „Also ich denke, wir reisen in sechs Wochen ab und sehen uns einmal die Schweiz gründlich an. Auf das Geld soll es mir nicht ankommen.“

Irma konnte die Zeit gar nicht erwarten. Es gab vorher noch allerlei zu tun. Da wurde ein neues Kleid genäht, einige Blusen geändert, und schließlich war es soweit. Tante Rosalie, die inzwischen noch andere Verwandte aufgesucht hatte, kehrte wieder zu Klemes zurück, um von dort aus mit Irma die Reise anzutreten.

Es hatte noch Schwierigkeiten gemacht, die Pässe zu besorgen, denn schließlich war es nicht ganz so einfach, über die Schweizer Grenze zu kommen. Aber Tante Rosalie hatte sich als eine energische Frau gezeigt, und nun war alles in schönster Ordnung, und die Reise wurde angetreten.

Irma hätte am liebsten vor Freuden laut gejauchzt, als sie jetzt an der Seite der alten Dame durch Süddeutschland fuhr. Sie war ganz glücklich. In dem Abteil zweiter Klasse saß man sehr behaglich, und da auch die Tante das Geld sehr lose hielt, so konnte sich Irma noch nebenbei manches Erfreuliche verschaffen. Da gab es ja überall Schokolade, Süßigkeiten aller Art, in den Hotels aß man vorzüglich. Ja, das würde ein herrliches Leben werden! Sechs Wochen lang in der Schweiz!

Aber schon an der Grenze passierte Irma ein recht

unangenehmer Zwischenfall. Der Grenzbeamte, der eine ziemlich peinliche Untersuchung aller Sachen vornahm, fragte immerfort nach allerlei, natürlich in französischer Sprache. Um der Tante nicht gleich zu zeigen, daß sie den Mann nicht verstand, nickte sie nur immer mit dem Kopfe und sagte abwechselnd bald ihr „Oui“, bald ihr „Non“. Ob es paßte oder nicht, das wußte sie nicht. Der Beamte schien auch ziemlich gereizt zu sein, denn er fuhr sie manchmal barsch an, und jetzt fragte er sie gar, ob sie noch etwas zu verzoilen habe. Den Satz konnte sie übersetzen, denn sie hatte einmal in Berlin ein Theaterstück gesehen, das diesen Titel führte. Die französische Benennung hatte unter den deutschen Worten gestanden. Sie wies auf ihren Korb.

„Diesen Korb,“ flüsterte sie, besann sich aber, daß sie hier ja französisch reden müsse. Korb? Das hatte sie einmal in der Schule gelernt. Das französische Wort klang dem deutschen ähnlich. Wie war es doch gewesen? Da tauchte ihr die Erinnerung auf. Stolz hob sie den Kopf.

„Oui, un corbeau!“

Der Beamte sah sie fragend an, fragte noch einmal und erhielt die gleiche Antwort. Irma sah, wie die Umstehenden fragend zu ihr hinschauten, sie verstand auch, daß der Beamte forschte, wo dieser corbeau wäre. Sie wies auf den Reisekorb. Man lächelte, jetzt mußte sie den Korb öffnen. Die Augen des Beamten wurden

immer böser. Mit barschem Tone fragte er Irma abermals. Ihr wurde ganz ärgerlich zumute. Sie wiederholte, und ringsum lachte man. Da endlich wandte sich eine Dame an sie und bedeutete ihr auf deutsch, daß der Herr sie nach dem Raben frage, den sie hier verzoollen wolle. Und plötzlich wußte Irma, daß sie ja „corbeau“ mit „corbeille“ verwechselt habe. Scheuschaute sie auf die Tante, aber Frau Rosalie war so eifrig mit dem Betrachten der Fremden beschäftigt, daß sie den Zwischenfall anscheinend gar nicht bemerkt hatte.

Das konnte ja gut werden, wenn es so weiterging. Eigentlich war es doch nur Bosheit von dem Manne hier an der Grenze, sogleich französisch zu sprechen. Irma beschloß, sich in Zukunft überhaupt nicht auf französische Worte einzulassen. Sie würde dadurch die Leute zwingen, mit ihr deutsch zu reden. Ihr Ärger war aber bald verflogen, als es weiter ging durch die herrliche Landschaft. Was gab es da nicht alles zu sehen! Diese riesigen Bergketten, die sich dem Auge zeigten, wirkten fast überwältigend auf das junge Mädchen. Sie brach in laute Rufe des Entzückens aus, schaute bald nach rechts, bald nach links aus dem Fenster und konnte sich nicht satt sehen an all der Pracht.

Man beeilte sich nicht mit der Reise. Unterwegs machte man mehrmals Station, in Bern blieb man sogar zwei Tage, und alle Furcht Irmas, daß sie sich doch wieder blamieren würde, schwand, denn in dem Hotel,

in dem man wohnte, sprachen nicht nur die Kellner, sondern auch das Stubenmädchen ein geläufiges Deutsch. Das erleichterte Irmas Herz. Nun brauchte sie sich doch vor der Tante nicht zu blamieren.

Am nächsten Tage ging es weiter, und nach wenigen Stunden herrlicher Fahrt war man in Bevey angekommen. Welch ein herrlicher Ort! Der Genfer See lachte in seiner ganzen Bläue Irma entgegen. Zum ersten Male in ihrem Leben erblickte das junge Mädchen die gewaltigen Bergriesen, auf deren Häuptern ewiger Schnee lag. Tiefer Wald zog sich an den Hängen der niederen Berge hin, höher hinauf von weiten Wiesenflächen stellenweise unterbrochen. Darüber erhoben sich jäh die schroffen Felszaden.

Überall zahlreiche Menschen, aber voller Schrecken vernahm Irma nur französische Laute. Das konnte ja gut werden! Wenn alles französisch sprach, würde man am Ende mit Deutsch noch durchkommen. Irma hatte der Tante vorgeschlagen, man wolle in einem der besten Hotels Wohnung nehmen, und da in dem Prospekt das Hotel de Ville ein so prachtvoller Bau war, so hatte die Tante nichts dagegen, daß man dort wohnte. Man gab dem Kutscher Anweisung, dorthin zu fahren, und so hielt das Gefährt auch bald vor einem altertümlichen, prächtigen Hause mit Säulensassade und großen Bogenfenstern.

Der Kutscher wurde entlohnt. Unschlüssig und noch

zögernd standen die beiden Damen vor dem Bau, der so gar nicht einem deutschen Hotel ähnlich sah.

„Ob uns der Kutscher auch richtig gefahren hat, Irma? Das sieht doch gar nicht wie ein Hotel aus. Ich möchte sagen, das ist das Amtsgericht oder das Rathhaus.“

Auch Irma war unsicher. „Wir wollen doch fragen, Tante.“

„Ja, frage einmal, ob das das Hotel ist.“

Irma wandte sich an ein vorübergehendes Dienstmädchen. Sie zeigte mit dem Finger auf das Gebäude und fragte: „Hotel de Ville?“

Das Mädchen bejahte.

„Na, dann ist es gut,“ entschied die Tante resolut. „Gehen wir also hinein und fragen nach einem Zimmer.“

Sie stiegen die Stufen empor und kamen in einen langen, hallenden Gang. Irma wurde immer unsicherer. Sie war froh, als endlich ein alter Mann erschien, der den beiden Damen forschend entgegen sah. Irma fragte ihn sogleich auf deutsch, ob man hier ein schönes Zimmer bekommen könne, möglichst parterre, weil die Tante nicht gern Treppen steige. Der Mann schaute verständnislos auf die Sprecherin und sagte dann auf französisch einige Worte, die Irma natürlich nicht verstand. Tante Rosalie stieß die Nichte in die Seite.

„So sprich doch französisch mit ihm.“

Irma geriet in die gräßlichste Verlegenheit. Was mieten hieß, das wußte sie nicht. Mit Möbel hing es

irgendwie zusammen. Noch einmal versuchte sie auf deutsch, dem Alten klarzumachen, daß man in diesem Hause wohnen wolle.

Wieder ein französischer Wortschwall.

„So sprich doch französisch!“ mahnte die Tante.

Da nahm Irma all ihren Mut zusammen. Sie wies mit dem Finger auf eine der Türen, die in den Korridor mündeten:

„Ici, demeubler.“

Der Alte machte ein höchst betroffenes Gesicht. Er begriff nicht, aus welchem Grunde diese beiden Damen hierhergekommen waren und was ihnen die Berechtigung gab, das eine Amtszimmer des Rathauses auszuräumen. Er fragte ziemlich barsch, was das zu bedeuten habe, und wer ihnen den Auftrag erteilt hätte, die Möbel aus dem kleinen Ratsaale fortzuschaffen.

Irma tippte erst der Tante und dann sich selbst auf die Brust. „Nous.“

Der Mann wurde noch gröber, und schließlich erklärte Tante Rosalie, daß sie von diesem Hotel reichlich genug habe. Wo so ein grober Portier sei, wolle sie nicht wohnen. So entfernten sie sich und wanderten durch die Straßen, um nach einem Ausschau zu halten.

Endlich war eines gefunden und, o Glück, der Pförtner hatte eine Ahnung von der deutschen Sprache. So konnte man endlich in zwei hübsche Zimmer einziehen. Ein sauberes Stubenmädchen zeigte sich, das sofort an



Die Augen des Beamten wurden immer böser. Varsch fragte
er Irma abermals.

das Instandsetzen des Zimmers ging. Tante Rosalie ersuchte die Nichte, dem Stubenmädchen klarzumachen, daß man sofort nach der Säuberung vom Reise-
staub eine Mahlzeit einnehmen wolle, und wieder quälte sich Irma mit ihren französischen Brocken ab.

„Soupirer,“ flüsterte sie dem Mädchen zu.

Wieder ein erstaunter Blick.

„Soupirer,“ wiederholte Irma dringlicher und öffnete den Mund. „Soupirer après.“

Auf diese dreimalige Aufforderung hin versuchte das Mädchen, den Wünschen dieser merkwürdigen jungen Dame nachzukommen und begann schmerzlich zu seufzen. Nun war das Erstaunen an den beiden Gästen. Irma war es ganz klar, daß sie wieder etwas Falsches gesagt hatte, und so bedeutete sie dem Mädchen durch Zeichen, daß man hungrig sei und etwas zu essen wolle. Das begriff der Diensthote, und nun radebrechte sie auf deutsch, daß die Damen jederzeit zum Diner in den Speisesaal gehen könnten.

Irma war überglücklich. Sie wollte dem Dienstmädchen etwas recht Liebes sagen, diesem Engel, der sie aus ihrer Verlegenheit befreit hatte, und mit dem Brustton der Überzeugung stieß sie hervor:

„Vous êtes un anel!“

Da glühten die Augen des Mädchens auf, zornige Blicke warf sie auf die Gäste, und vor sich hinschimpfend verließ sie das Zimmer.

Himmel! „Ange“ hatte Irma ja gemeint und nicht „ane“. Wie konnte sie nur das Mädchen einen Esel schelten! Aber warum war auch Engel und Esel im Französischen zu furchtbar ähnlich!

Tante Rosalie hatte sich ziemlich schweigend verhalten. Aber als sich Irma ihr jetzt mit einer Frage näherte, merkte sie doch, daß die Tante verstimmt war.

„Was hast du denn, Tante?“

„Ich denke, du kannst französisch?“

Irma wurde verlegen. „Hier in der Schweiz sprechen sie ein anderes Französisch.“

„Ach, Unsinn,“ wehrte die Tante. „Das kann ja gut werden, wenn es so weiter geht.“

Als man dann bei einem guten Essen saß, war ihre schlechte Laune aber wieder verschwunden. Sie trug der Nichte auf, sie möge nach Tisch in eine Konditorei gehen, möge einiges Konfekt, etwas Torte und Kuchen besorgen. Das wolle man dann im Laufe des Nachmittags noch verspeisen.

Irma war froh, daß sie allein gehen durfte. Wenn sie sich mit ihrem Französisch wieder blamierte, so hörte es doch die Tante wenigstens nicht. Sie machte sich auch bald auf den Weg, schlenderte durch die freundlichen Straßen von Vevey und entdeckte bald zu ihrer größten Freude ein Konfitürengeschäft. O, hier gab es Schokolade und Marzipan. Sie wollte der Tante aber auch vom besten mitbringen.

Sie trat in den Laden, in dem noch verschiedene andere Kunden bedient wurden, hörte all die französischen Worte und versuchte das richtige aufzuschnappen. Schokolade, ja, das wußte sie, und Marzipan klang ja auch ganz ähnlich wie im Deutschen. Als jetzt die Verkäuferin auch nach ihrem Begehren fragte, verlangte sie: „une livre marsouin.“

Die im Laden Anwesenden nebst der Verkäuferin schauten auf Irma, die ihren Wunsch klar und deutlich wiederholte. Dann lachte die Verkäuferin und entgegnete etwas, was Irma nicht verstand. Als man ihr aber auch nach ihrer dritten Bitte hin das Marzipan nicht gab, wies sie auf die große Schale, und nun wurde ihr das Gewünschte ausgehändigt. Im Laden aber war helles Gelächter; einer der Herren näherte sich Irma; und plötzlich hörte sie deutsche Laute.

„Sie wollten sicher Marzipan, mein Fräulein. Sie haben aber ganz energisch ein Pfund Meerschwein verlangt.“

Irma war tödlich verlegen. Rasch zahlte sie und wollte den Laden verlassen, aber der Herr trat wieder an ihre Seite und fragte, ob er vielleicht auch noch weiterhin behilflich sein könne.

Einen Augenblick zögerte Irma, aber schließlich war es doch ratsam, die so freundlich angebotene Hilfe in Anspruch zu nehmen. Als er abermals fragte, was sie noch kaufen wolle, flüsterte sie:

„Gateu“.

Sie wollte ihm zeigen, daß sie auch etwas Französisch konnte. Gewiß, sie hätte es ihm ja auch auf deutsch sagen können, aber vor den anderen klang es besser.

Der fremde Herr musterte sie von oben bis unten, zuckte schließlich die Achseln und äußerte: „Freches Ding!“ Dann ließ er sie stehen, ohne sie noch eines Blickes zu würdigen. Irma war ganz verduzt. Was hatte sie denn nun wieder gesagt? Sie wollte doch nur erklären, daß sie jetzt Kuchen kaufen wollte, und Kuchen hieß doch auf französisch „gateu.“

Noch in Gedanken versunken, betrat sie eine Konditorei, in der ein freundlicher junger Mann bediente. Wieder fing Irma deutsch zu reden an, aber da der Mann sie nicht verstand, verlangte sie:

„Tort.“

Ein fragender Blick. Da wurde es Irma schon wieder ganz heiß. Sie zeigte auf eine der Torten und wiederholte ihr „tort“.

Der Verkäufer lächelte nachsichtig, hielt ihr die Hand mit den gespreizten Fingern unter das Gesicht und fragte wieviel. Irma war beleidigt. Die französischen Zahlen konnte sie. Sie machte ein schnippisches Gesicht und verlangte sechs Stück. Als die Torte abgeschnitten war, begehrte sie: „Gateu.“

Der Mann starrte sie an, wurde rot im Gesicht und begann dann zornig vor sich hinzumurmeln. Als Irma

zum zweiten Male ihre Bitte äußerte, fing er an, so heftig zu schelten, daß sie erschrocken das Geld für die Torte hinlegte und froh war, als sie den Laden verlassen hatte.

Daheim war sie sehr niedergeschlagen. Vergeblich forschte die Tante, was ihr fehle. Irma schwieg. Nein, so wollte sie sich doch nicht vor Tante Rosalie blamieren. In ihrem Zimmer griff sie nach dem dicken Wörterbuch, das sie sich gestern gekauft hatte. Sie schlug nach. Kuchen — Kuchen, das hieß ja „gateau“; richtig, da hatte sie wieder einige ähnlich klingende Worte miteinander verwechselt. Nun wollte sie aber auch noch wissen, warum die Menschen alle so zornig geworden waren, als sie „gateu“ gesagt hatte. Wieder blätterte sie und las in höchster Verlegenheit, daß das ein Schimpfwort war. Milde übersetzte es das Lexikon mit „eitler Ged“. Auch das Wort Torte stimmte nicht. „Tort“, wie sie es verlangt hatte, hieß Unrecht; kein Wunder, daß man sie da nicht verstand. Wie viel besser würde sich Gabriele hier in der Schweiz verständigt haben! Die sprach so gut französisch. Ein leises Reuegefühl stieg in Irma empor. Jetzt schien es ihr doch recht verkehrt, daß sie in der französischen Sprache eine gar so schlechte Schülerin gewesen war. Was konnte ihr hier noch alles passieren! War es nicht das Beste, sie gestand der Tante ganz offen ein, daß sie gar nichts konnte? Vielleicht wählte man dann eine Stadt zum Aufenthalt, in der mehr

deutsch gesprochen wurde, dann hatte alle Not und Verlegenheit ein Ende.

Aber sie schämte sich. Was würde die Tante von ihr denken! Irma nahm sich vor, jede freie Stunde dazu zu benutzen, um wenigstens einige französische Wörter aus dem großen dicken Buch zu lernen, vor allen Dingen die Worte, die man immerfort im Leben brauchte. Aber sie kam nicht viel zum Lernen. Die Umgebung war so herrlich, daß Tante Rosalie alle schönen Tage zu Ausflügen benutzte. Da zeigte es sich immer deutlicher, daß Irma keine Ahnung von der französischen Sprache hatte, und sehr häufig mußte das junge Mädchen seitens der Tante ärgerliche Bemerkungen über sich ergehen lassen.

Aber noch schlimmer war es an den Tagen, an denen die alte Dame mit ihr Einkäufe machte. Da zitterte das junge Mädchen schon vorher. Zwar forschte sie am zeitigen Morgen schon bei der Tante, was jene einzukaufen gedachte, um sich wenigstens die wichtigsten Worte aus dem Lexikon einzuprägen. Aber trotzdem kam es noch häufig zu Verwechslungen aller Art, und so waren die Einkaufstage für Irma voller Pein.

Wieder einmal schritt Irma eines Tages beflommen neben der Tante her, die interessiert die Auslagen in den Schaufenstern betrachtete. Vor einem Schuhgeschäft machte man halt; kurz entschlossen trat die Tante ein und bedeutete Irma, sie möge ein Paar Schuhe verlangen. Das war eine recht unangenehme Sache.

Irma stand das Herz für einen Augenblick still. Schuhe! Das Wort schwebte ihr in Gedanken dunkel vor. So ähnlich wie „soutier“ war es doch gewesen. Hieß es nicht „soufflet“? Schon mahnte die Tante zum zweiten Male, und sehr unsicher, mit niedergeschlagenen Augen, verlangte das junge Mädchen:

„Donnez moi un soufflet!“

Die Verkäuferin stutzte. Da wußte Irma schon wieder, daß sie auch hier nicht das richtige Wort gesagt hatte, und sie begann plötzlich zu weinen. Sie war so nervös geworden, daß sie ihre Tränen nicht länger zurückhalten konnte.

Die Verkäuferin war bestürzt. Sie rief eine andere Dame und verhandelte mit ihr; jetzt kam die zweite Verkäuferin auf Tante Rosalie und Irma zu und, o Glück, sie fragte auf deutsch, was die beiden Damen für Wünsche hätten und ob sie ihnen helfen könnte. Da waren Irmas Tränen rasch versiegt, und man konnte den Einkauf ohne Zwischenfall erledigen. Daheim aber stieg dem jungen Mädchen abermals die Röte der Scham ins Gesicht, als sie aus dem Lexikon erfuhr, daß sie die Schuhverkäuferin um eine Ohrfeige gebeten hatte.

Am wohlsten war es Irma, wenn sie auf einem der kleinen Dampfer über den blauen Genfer See fuhr. Dann brauchte sie nicht zu reden, wenigstens nicht in französischer Sprache. Dann fielen all die Aufregungen und der Jammer fort, der ihr hier das Herz beschwerte.

Immer drückender wurde das Gefühl, aus Faulheit sich so wenig im Leben durchschlagen zu können. Aber das sollte anders werden, wenn sie wieder daheim war. Dann wollte sie eifrig Französisch lernen, damit ihr nicht wieder Ähnliches passierte.

An den Vormittagen, an denen die Tante in ihrem Stuhl auf der Veranda lag, streifte Irma allein umher. Der Wald war in unmittelbarer Nähe, sie machte auch kleine Bergtouren und war glücklich, daß zu solchen Stunden niemand da war, der sie mit französischen Worten quälte. Auf einem solchen Spaziergange begegnete ihr plötzlich ein Mann, der einem Zigeuner recht ähnlich sah. Über das dunkelgebrannte, mit einem schwarzen Bart halb bedeckte Gesicht hing ein alter, zerrissener Filzhut, und auch die sonstige Kleidung war zerlumpt und unsauber. Irma erschraf und wollte rasch umkehren, aber er schien sie bereits erblickt zu haben und ging ihr mit raschen Schritten nach. Obgleich sie ein sehr schnelles Tempo anschlug, um dem Unheimlichen zu entfliehen, holte er sie doch nach kurzer Zeit ein. Er zog den alten Hut und stellte sich ihr in den Weg. Dann bat er in schlechtem Französisch, das mit italienischen Ausdrücken vermischt war, um ein Almosen. Irma, die weit und breit keinen Menschen sah, war es unheimlich in der Nähe des Mannes, und sie zog ihre kleine Börse hervor und gab ihm einige Münzen, um ihn dadurch loszuwerden. Aber er hielt sich auch jetzt noch an ihrer

Seite und redete immer dringlicher auf sie ein, so daß ihr angst und bange wurde. Sie hatte viel von italienischen Messerhelden gehört, und wenn auch dieser Zigeuner vielleicht kein Messer bei sich hatte, so war es doch möglich, daß er sie mit seinen unsauberen Händen erwürgte. In ihrer Todesangst lief sie immer weiter in den Wald hinein, und als sie endlich einige Schritte Vorsprung hatte, eilte sie in rasendem Lauf davon, damit die Entfernung zwischen sich und dem Zigeuner immer mehr vergrößern.

Als sie endlich nach halbstündigem Rennen atemlos stehenblieb, wußte sie nicht mehr, wo sie sich befand. Bis hier in diese Gegend war sie noch niemals gekommen. Weit und breit kein Mensch, den sie fragen konnte. Laut zu rufen fürchtete sie sich, weil dann der noch sicherlich umherstreifende Zigeuner aufs neue ihre Spur gefunden hätte. So ging sie, immer ängstlicher werdend, in irgend einer Richtung geradeaus. Was würde die Tante sagen! Wie würde sie sich ängstigen, wenn sie nicht zur rechten Zeit heimkehrte. Dicke Tränen rollten ihr über das Gesicht. Selbst wenn jetzt ein Mensch daherkam, der ihr auf französisch genau den Rückweg beschrieb, sie würde ihn ja nicht verstehen. Ach, wie anders war es doch daheim im deutschen Vaterlande! Warum war sie auch, ohne die französische Sprache zu kennen, mit nach der Schweiz gefahren!

Endlich kam sie auf einen breiteren Fahrweg. Wenige

Augenblicke weiter zeigte ein Wegweiser, daß es gerade in der entgegengesetzten Richtung nach Beven ging.

Irma war überglücklich. Obgleich es brennend heiß war, denn die Mittagsstunde rückte immer näher, eilte sie ziemlich rasch die Straße entlang. Aber als sie um eine Wegbiegung kam, da stockte ihr Fuß. Ganz entgeistert starrte sie auf den Mann, der dort langsam angeschlendert kam. Da war ja wieder der Zigeuner. Eine einzige Sekunde überlegte sie. Dann sprang sie mitten hinein in das Gestrüpp, brach durch die Zweige, achtete in ihrer Todesangst nicht darauf, daß ihr die Äste das Gesicht zerkrakten, das neue Kleid zerrissen, nur fort, fort, damit der Mann sie nicht sah! Hinter einer kleinen Anhöhe warf sie sich nieder, in Todesangst lauschend, ob er wohl vorübergehen werde. Bei dem geringsten Knacken der Äste fuhr sie erblässhend zusammen. So lag sie lange. Endlich wagte sie es, wieder aufzustehen, um vorsichtig zurück auf die Landstraße zu gehen. Sie war leer. Der Zigeuner mochte wohl längst davongegangen sein.

Aber nun ging es im jagenden Lauf heim, und als sie dann die ersten Dächer von Beven sah, da atmete sie erleichtert auf. Jetzt erst sah sie, daß ihr Kleid zwei große Risse aufwies, die Haare hingen ihr wirr um das Gesicht. Aber was half das alles, sie mußte ja ins Hotel zurück. Vielleicht bemerkte man sie nicht, vielleicht konnte sie ungesehen auf ihr Zimmer gelangen. Aber

ein neuer Schreck! Es war wohl gerade die Zeit des Mittagessens, denn unten in der Halle standen zahlreiche Gäste, andere kamen die Treppen herab, und jeder schaute erstaunt auf das eilende junge Mädchen, das einen gar so merkwürdigen Anblick bot.

Auch die Tante war höchst überrascht, Irma in solchem Aufzuge zu sehen. Tränenüberströmt berichtete diese von dem Zigeuner, und während sie rasch ihre unordentliche Frisur in Ordnung brachte und das Kleid wechselte, schalt Tante Rosalie heftig, daß sie so weite Spaziergänge allein in den Wald unternähme.

Zu allerletzt kamen beide in den Speisesaal. Die anderen Gäste waren längst versammelt. Man tuschelte untereinander, als sich die beiden Deutschen niedersetzten. Endlich richtete ein älterer Herr an Irma die Frage, was sie heute erlebt habe, da sie so aufgeregt heimgekommen sei. Er sprach ein sehr schlechtes Deutsch, und sie berichtete in fliegender Hast von dem schrecklichen Manne, der sie im Walde verfolgt habe. Da der alte Herr sie nicht recht verstand, bemühte sie sich, ihm auf französisch ihr Erlebnis klarzumachen, und stoppelte sich den Spaziergang im Walde zusammen, auf dem sie einen — — ja, das Wort Zigeuner wußte sie natürlich wieder nicht. Es würde aber gewiß auch im Französischen so ähnlich sein wie im Deutschen, und so erzählte sie, daß sie voller Angst und Schrecken davongelaufen sei, als sie einen „cigogne“ erblickt habe.

Der alte Herr sah sie mit leisem Schmunzeln an. „Uncigogne?“ fragte er.

„Ja,“ nickte Irma.

Auch die anderen Gäste lächelten und schauten auf das seltsame junge Mädchen hin, das vor einem Storch davonlief.

Der alte Herr fing wieder auf deutsch an: „O, Fräulein, vor eine Storch davongegangen, das Storch ist ein gutes Vogel.“

Irma wurde blutrot. Ja freilich, vor einem Storch brauchte man nicht davonzulaufen, das wußte sie selbst sehr gut. Sie wollte sich näher erklären, aber als sie alle die spöttischen Blicke auf sich gerichtet sah, schwieg sie in größter Verlegenheit und würgte ohne jeden Appetit ihr Essen hinunter. Es war ihr schrecklich, hier unter all den fremden Menschen zu sitzen, die sie verhöhnten.

Schon am nächsten Tage erfuhr sie durch Zufall, daß sie im ganzen Hotel unter dem Spitznamen „Fräulein Storch“ bekannt war. Sogar der kleine Fahrstuhlführer murmelte es lächelnd vor sich hin, als sie mit der Tante vorüberkam. Da war ihr alle Freude und alle Lust an dem Schweizer Aufenthalt verdorben, und weinend warf sie sich der Tante in die Arme.

„Laß Gabriele kommen oder sonst eine Verwandte, ich möchte heim. Hier verlachen mich ja doch alle. Sie nennen mich überall, wo ich mich auch blicken lasse,

Fräulein Storch, und das kann ich nicht vertragen. Bitte, liebe Tante, laß mich heim.“

Tante Rosalie war sehr böse. „Du hättest gar nicht mitkommen dürfen, wenn du kein Französisch kannst. Aber das ist jetzt die Strafe, daß du in der Schule nichts gelernt und mir allerlei vorgeredet hast.“

Irma bettelte immer weiter, aber die Tante wollte von einer Abreise durchaus nichts hören.

„Ich kann dich doch nicht allein durch das Schweizer Land fahren lassen, da du kein Wort Französisch verstehst.“

„So laß uns in ein anderes Hotel ziehen, liebe Tante. Ich kann doch nicht als Fräulein Storch hier wohnen bleiben.“

„Ich will es mir überlegen.“

Aber Tante Rosalie wollte doch noch ihren Geburtstag im Hotel verleben und hatte sich dafür einen besonderen Plan zurechtgemacht. Sie wollte zeigen, daß sie eine reiche Dame sei, und beschloß, dem Hotelbesitzer für diesen Tag einige Puten zur Verfügung zu stellen, die er zu einem Festessen verwenden sollte. Sie teilte Irma ihren Plan mit, aber das junge Mädchen riet ab. Da wurde die Tante noch ärgerlicher.

„Sie sollen wenigstens sehen, daß wir reich sind, dann vergißt man deine Dummheiten eher.“

Irma wagte keinen Einwand mehr. Sie fühlte sich völlig niedergeschlagen. Denn nun war auch noch die

Tante auf sie böse und schalt sie dumm. Die ganze Schweizer Reise war wirklich keine Freude. Es war ihr alltäglich eine neue Qual, zwischen den Hotelgästen zu sitzen, weil es ihr immer schien, als tuschelten die Leute fortwährend: „Fräulein Storch“.

So rückte der Geburtstag der Tante immer näher, und eines Morgens beauftragte sie die Nichte, sie möge in einen Geflügelladen gehen und sechs Puten bestellen. Irma eilte rasch zum Wörterbuch, lernte die Worte Puten und Geflügelhändler auswendig und machte sich dann auf den Weg. Aber so sehr sie auch in den Straßen suchte, sie fand keinen Geflügelladen. Da fiel ihr ein, daß ganz am Ende des Ortes ein solches Geschäft sei, und kurz entschlossen machte sie sich auf den Weg. Aber bald schien es ihr doch, als hätte sie nicht die richtige Straße. Hier war sicherlich kein feiner Laden, denn die Leute, die hier auf den Straßen herumstanden, sahen nicht gerade vornehm aus.

Am besten war es wohl, sie fragte jemanden, wo ein Geflügelladen sei. Dort drüben das übermäßig aufgeputzte junge Mädchen, das mit einem so schäbigen jungen Manne sprach, würde ihr gewiß Auskunft geben. Zögernd trat sie näher und überlegte, wie sie wohl fragen könne. Da fiel ihr mit Entsetzen ein, daß sie den französischen Ausdruck für Geflügelhändler nicht mehr wußte. Nur dunkel schwebten ihr die einzelnen Laute im Gedächtnis. Ein großer Schreck überkam sie. Was

würde die Tante nun wieder sagen! Nein, an dieses kleine Fräulein mochte sie sich nicht wenden. Da wollte sie schon lieber jene beiden jungen Leute fragen, die dort so heimlich und lauernd am Zaune standen.

Sie trat heran und rief den beiden kurz entschlossen entgegen: „Ici se trouve un coquin?“

Die jungen Leute fuhren herum, schauten sie an, und jetzt wiederholte Irma mit festerer Stimme noch einmal die Frage. Da sahen sich die beiden rasch um, und als sie niemanden weiter in der Nähe erblickten, drang der eine mit Fäusten auf die erschrockene Irma ein und schlug auf sie los, daß das junge Mädchen gellend aufschrie. Noch einmal versetzte der andere junge Mann ihr einige Schläge ins Gesicht, dann liefen die beiden Burschen davon und ließen die zitternde und weinende Irma auf der Straße zurück, die nicht wußte, was ihr eigentlich geschehen war.

Auf ihre Schreie eilten einige Leute herbei. Aber sie war so erregt, daß sie überhaupt nichts hervorbringen konnte. Zitternd verlangte sie nach dem Hotel, und eine gutmütige, alte Frau gab ihr auch das Geleit. Irma, fast unfähig, sich auf den Füßen zu halten, stützte sich auf die Alte, und so ging es ins Hotel zurück.

Die Tante war auf das höchste erschrocken, als sie Irma erblickte. Der Faustschlag hatte eine große Beule hervorgerufen, und auch jetzt noch war Irma so erregt, daß sie ununterbrochen weinte und schluchzte.

„Ich habe doch den Leuten nichts getan. Nein, Tante, ich bleibe keinen Tag länger in diesem Lande, und wenn du mich nicht gehen läßt, rücke ich aus. Ich kann mich doch hier nicht totschlagen lassen.“

„Was hast du denn nur getan?“ zeternte Fräulein Rosalie.

Da holte Irma ihr Lexikon, und nach langem Suchen fand sie endlich, daß sie die beiden jungen Leute mit dem Ausdruck „Halunke, Gauner, Schuft“ belegt hatte.

„Ich bleibe nicht hier,“ weinte sie nochmals, „ich packe noch heute meine Sachen.“

Und am nächsten Tage stand es auch für Frau Rosalie fest, Vevey zu verlassen. So packte man die Sachen, und als man dann endlich wieder die deutsche Grenze erreicht hatte, da jubelte die bisher so stille und gedrückte Irma hell auf.

„Deutschland, du bist doch das schönste und prächtigste Land! Ich verstehe gar nicht, warum man eigentlich ins Ausland reißt.“

Tante Rosalie nickte zustimmend.

